INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Verlag H. Schwanecke, Quedlinburg

Die sehende, gehende Turmuhr

und andere Geschichten für kleine Leute

von

Maria Wichmann.

Ein stattlicher Band von 186 Seiten Text mit Federzeichnungen der Verfasserin.

❖

Viele versuchen die Märchen aus der Kinderstube zu verbannen. — Man macht ihnen zum Vorwurf, sie seien unwahr, schaffen falsche Begriffe, nähren die leicht erregbare Phantasie und bestärken die Freude am Grausigen. — Und dennoch: Sind nicht jedem Erwachsenen die Stunden unvergeßlich, in denen er sich in der Kinderstube mit heißen Backen und leuchtenden Augen in sein Märchenbuch vertiefen durfte! — Das eine und andere Märchen, welches für größere Kinder berechnet ist, wurde dazwischen gelassen, damit das Buch verschiedenen Altersstufen etwas zu bieten hat.

❖

Preis gebunden 28,— M.

Julius Brumby Verlag, Goslar a. Harz

Ein Andenken an den Harz
von bleibendem Werte, ein Geschenkwerk für Jung und Alt ist das Buch

Bilder und Klänge aus deutschen Bergwäldern

herausgegeben von
Wilhelm Hochgreve, Goslar.

30 künstlerische Lichtbildaufnahmen vornehmlich aus dem Harz und 5 Einschaltbilder in Kupfertiefdruck.
Mit Beiträgen von Ric. Huch, Fr. Lienhard, Karl Bulcke u. a.

Der Hannov. Kurier vom 30. 8. 21 schreibt: Wundervoll in der Ausstattung, vornehm in der Aufmachung, feinsinnig in der Auswahl des Gebotenen, ein deutsches Buch fürs deutsche Haus, das auf keinem Gabentische fehlen sollte und mit dem man sich selbst eine große Freude bereiten kann.

„Der Türmer", 24. Jahrgang, Heft 1: Es sind wundervolle Lichtbilder, äußerst stimmungsfeine Naturaufnahmen. Die Herrlichkeit des deutschen Waldgebirges atmet uns an. Diese leuchtenden Bilder sind umrahmt von Gedichten und kurzen Prosastücken (Ric. Huch u. a.). Wie schön ist die deutsche Landschaft!

„Goslarsche Zeitung" vom 15. 7. 1921: Der Herausgeber hat mit sicherer Hand und vornehmen Geschmack die prächtigsten Aufnahmen, die schönsten Gedichte und die wertvollsten Stimmungsbilder zu einem Buch vereinigt, das nicht nur künstlerisch vollkommen, sondern in seiner Art wohl überhaupt unerreicht ist, und Anspruch erheben darf auf die Beachtung der weitesten Kreise. Blättert man in dem Buche, so weiß man nicht, woran man sich mehr freuen soll: an den künstlerischen Lichtbildaufnahmen oder den ihnen innig angefügten Texten. Ein Heimatbuch in des Wortes wahrstem Sinne.

Verlag von Johann Georg Holzwarth,
Bad Rothenfelde (T.W.)

Ein prächtiges Buch von der Schönheit deutscher Heimat.

Ein reizvolles Bilderwerk, das als eines der schönsten Bücher dieser Art ein Hohelied von der tausendfältigen Schönheit deutscher Heimat singt, ist das soeben erschienene Buch

Du schönes Niedersachsen

Text u. 108 Bilder nach künstlerischen Aufnahmen von
Fritz Mielert.
Ein stattlicher Quartband in Kunstdruck. 1.–10. Tausend.
Kartoniert Mk. 32.–.

Vom ostfriesischen Strand bis zu den oldenburgischen Urwäldern führt uns Fritz Mielert ins stolzste Bremen, durchs Teufelsmoor und zur Weser- und Elbemündung. Aus der stillen Heide zwischen Lüneburg u. Celle nehmen wir stimmungsvolle Bilder mit, wandeln durch die Städtepracht von Braunschweig, Helmstedt, Halberstadt, schauen die Talherrlichkeiten der Harzwelt, grüßen Goslar, Einbeck, Göttingen, Hildesheim und wandern über Hannover zum Steinhuder Meer und von Osnabrück in die Landschaftselegien des Emslandes und des Hümlings. Ein weiter großer Kranz von Schönheit deutschen Landes und alter deutscher Städte ist es, den wir schauen, und der uns mit Freude, Stolz und weihevoller Andacht erfüllt.

Ein Kulturdokument von deutscher Art.

Verlag H. Schwanecke, Quedlinburg

Ludwig Bechsteins Thüringer Sagenbuch

Neu herausgegeben von

A. Richter-Heimbach

Mit Buchschmuck von Hanns Bock

Band I enthält die Sagen von Eisenach und der Wartburg, dem Hörselberg, von Reinhardsbrunn und der Ruhl

Band II bringt die Sagen von Liebenstein, Inselsberg, Steinach, Ohrdruf usw.

Band III enthält die Sagen von den drei Gleichen, dem Schneekopf, dem Ilmtal und Erfurt

Band IV enthält den Sagenkreis des Kyffhäusers und der Güldenen Aue

Band V enthält den Sagenkreis des Osterlandes, Sagen vom Walde

Preis eines jeden Bandes geb. Mk. 18.50

Goslar: Kaiserhaus.

Aus der
Sagen- und Märchenwelt des Harzes.

Von

C. Förstner.

Oberharz.

18. bis 20. Tausend.

Quedlinburg.
Verlag von H. Schwanecke.

607721

In gleicher Ausstattung erschien im selben Verlag ein zweiter Band, enthaltend

die Sagen des Unterharzes.

49 Sagen aus dem Bode- und Selketal, von Blankenburg, Quedlinburg, Halberstadt usw.

Ernst Klöppel, Quedlinburg.

Inhalt.

		Seite
1.	Brockengold	1
2.	Walpurgisnacht	13
3.	Die wilde Jagd	21
4.	Die Harburg	29
5.	Die Wasserleitung im Wernigeröder Schlosse	32
6.	Der Kiebitztanz (Wernigerode)	34
7.	Drübeck	38
8.	Prinzeß Ilses Hülfe	42
9	Stapelburg	46
10.	Das eingemauerte Kind auf der Harzburg	49
11.	Der Rammelsberg (Goslar)	52
12.	Der große Christophorus und die Schneider (Goslar)	61
13.	Die drei Schwestern von Hahnenklee	63
14.	Lautenthal	67
15.	Spar die Müh' (Lautenthal)	70
16.	Wildemann	73
17.	Die Moosweiblein (Wildemann)	75
18.	Der Bergmönch	79
19.	Das vertriebene Gespenst (Klausthal)	85
20.	Der Försterssohn und Hübich (Grund)	90
21.	Die arme Frau und König Hübich (Grund)	96
22.	Hans Kühnen-Burg	97
23.	Heiso Freienhagen (Osterode)	104
24.	Drei Seelen (Osterode-Gittelde)	109
25.	Der Gärtner von Herzberg	114
26.	Das Spukding im Herzberger Schlosse	117

27. Das Weingartenloch in Osterhagen 120
28. Der Magd Bette 126
29. Der Goldkessel bei Lauterberg 131
30. Der Steiger von Andreasberg 140
31. Die Schnarcherklippen (Schnarcher bei Schierke) . . 145
32. Elend 149
33. Die Sachsaer Zwerge 152
34. Walkenried 156
35. Der Graf von Klettenberg 160
36. Die Kelle bei Ellrich 162
37. Questenberg 169
38. Wie der Ilfelder Bäcker seine Wette verlor 172
39. Das Nadelöhr bei Ilfeld 177
40. Hans Nagel und das Heidelbeerweiblein (Stolberg) . 179
41. Die Hasselburg 181

1.

Brockengold.

In Rothenburg lebte einmal ein armer Gastwirt mit Namen Peter Bloch. Früher war er Koch gewesen bei einem reichen Herrn, hatte sich ein paar Taler gespart, und damit eine Gastwirtschaft angefangen. Jeder Gast kam gern zu ihm, denn sein Bier und Wein war gut und unverfälscht. Aber, er kam nicht auf seine Rechnung dabei und die Mägde machten ihm auch viel Ärger und Not. und je voller ihre Koffer wurden, desto leichter ward Peter Blochs lederner Geldbeutel. Wenn der von Gardinengaze gewesen wär, hätte er doch gehalten, denn da drinnen sah es oft greulich leer aus. Da beschloß Peter, sich eine reiche Frau zu nehmen. Hübsch war er, jung und lustig auch, und der alte Makler, der ihm bisher immer die fetten Schweine und Kälber besorgt hatte, versprach ihm, eine schöne reiche Braut zu verschaffen.

„Sehen und lieben ist ein Schlag, Herr Bloch!" sagte er. Als nun Bloch lange genug gemäkelt hatte, wählte er die Älteste und Häßlichste, aber sie hatte einen hübschen Groschen Geld, und das war die Hauptsache.

Als er mit ihr aus der Kirche ging, sangen die Rothenburger Jungen hinter dem Brautpaar her:

Schneiders Ilse
Keiner will se,
Kam der Koch
Peter Bloch
Nahm se doch.

So gescheut ist nicht jeder, daß er Gassenjungen ruhig schimpfen hören kann, und Ilse wars nun gar nicht, sie bückte sich nach einem Stein, um nach den Schreihälsen zu werfen, Peter verhinderte sie daran, das ärgerte Ilse, und so kam schon auf dem Wege aus der Trauung der niedlichste Skandal und Zank in Gang. Wo ein Anfang ist, baut sichs leicht weiter und in Peter Blochs Gastwirtschaft wars nach kurzer Zeit so leer von Gästen, wie vordem im Beutel von Talern.

„Schad' nicht!" sagte Ilse, ließ die Gastwirtschaft sein und richtete einen Mehlhandel ein und statt eines Esels, der die Säcke hin und her trug zwischen Mühle und Laden, benutzte sie ihren Peter. Die Sache ging flott, und Ilse stapelte eine Masse Geld auf die hohe Kante.

Die Blochs hatten ein wunderniedliches Töchterchen Namens Martha, diese hatte viel Mitleid mit ihrem Vater und je älter sie wurde, desto mehr sann sie nach, wie sie dem Vater sein Schicksal erleichtere. Einst in der Dämmerung saßen Vater und Tochter zusammen, überlegten und seufzten, ohne einen Ausweg zu entdecken, wie Peter Bloch zu helfen sei. Da klopfte es leis an die Tür und als sie „herein" riefen, trat ein kleines eisgraues Männlein in die Stube und bat um Obdach.

Martha bewirtete den Gast, nötigte ihn zuzulangen, und setzte sich dann wieder zum Vater, um ihr Gespräch fortzusetzen, ehe die Mutter von ihrem Ausgange zurückkehrte. Da hörte denn der kleine Gast das Leid der Beiden und besonders das des Mannes, der immer darauf zurückkam, daß die Mutter so garstig sei, weil sie beim Peter die Kisten und Kasten gar zu leer gefunden habe, und nun poche sie auf ihr Mitgebrachtes. Darauf meinte der kleine Gast:

„Willst du morgen früh mit mir in den Wald gehen? Ich will dir etwas verschaffen, was dir hilft.“ Peter seufzte. Er dachte an die zehn Säcke Weizen, die er morgen in die Mühle tragen sollte, und er sagte dem Fremden, daß er nicht mit könne in den Wald. Der kleine Gast lächelte, und begehrte zu Ruhe gebracht zu werden. Peter wies ihm eins der leeren Gastbetten an und erwartete dann mit Martha die Heimkehr der Frau Ilse. Die schalt mächtig, als sie die Überreste der Mahlzeit sah. Der Gast kicherte in sich hinein, als er im Nebenzimmer das Schelten hörte:

„Ei ei, Peter Bloch, darfst du im eignen Haus nimmer essen, was du gerade magst? Pantoffelpeter!“

Um nun den Gast fortzuschaffen, ehe die Frau aufstand, erhob sich Peter beim Tagesanbruch. Der kleine Mann war schon reisefertig und höhnte den Peter so gründlich als Pantoffelpeter aus, daß dieser sich schämte und mit ihm nach dem Walde ging.

„Wer klopft da so?“ fragte Peter.

„Ein Specht," antwortete Graumännlein. „Er ſoll auch heran zu der Hülfe, die ich dir ſchaffen will."

„Für mich gibt es keine Hülfe," jammerte der Pantoffelheld.

„Das wird ſich finden," ſagte der Kleine. „Geh du hinter die Eiche und laß dich nicht ſehen." Das war alles wie ein Traum, was Peter ſah und hörte. Er kniff ſich in die Naſe, und biß ſich auf die Zunge, zu ſehen, ob er wache: aber er wachte, und was da geſchah, war pure Wirklichkeit.

Das Männlein pfiff in den Wald hinein, und von allen Seiten trippelten und huſchten winzig kleine Geſtalten herbei. Sie beugten ſich und knickſten, und der kleine Alte liebkoſte ſie, dann umtanzten ſie ihn, und er ſchäkerte mit ihnen. Eins der Geiſterchen ſtieg auf ſeinen Rücken, und auf jeder Schulter ſaß eines, als wären die Schultern Polſterſtühle; kleine Waldtiere kamen auch herbei, Eichhörnchen und Schmetterlinge, Mäuſe und Wieſel und Haſen; von weitem ſahen Rehe und Hirſche hinter den Bäumen hervor und auf einem verwitterten hohen Turme ſaßen Eulen und Raben, die um die Wette krächzten, um ſich bemerklich zu machen.

Der kleine Alte nickte allen freundlich zu und rief: „Specht herbei!" Da kam ein Specht gehüpft, neigte ſich zierlich und fragte, was der Gaſt begehre. Der Specht ſchien dem Peter ein anmaßender Geſell zu ſein, denn der räſonnierte wie toll auf den Zwerg los, dabei hüpfte er vor und rückwärts und benahm ſich ſo poſſierlich und geziert, daß der Peter faſt hell aufgelacht hätte.

„Sei ſtill!“ gebot der Zwerg. „Du ſollſt mir nur die Springwurzel bringen.“

„Nä, nä, nä, nä!“ rief der Specht, „danach muß ich zu lange ſuchen.“

„Dann verſtopft ihm ſein Neſt!“ befahl der Alte, und huſch, huſch, flatterte die ganze Schar nach einem dicken Baume, auf welchem der Specht ſein Neſt hatte. Der flog voraus, wollte ſein Neſt ſchützen, aber der Zwerg eilte hinter ihm drein, faßte ihn feſt bei den Flügeln, und ſo ſehr Meiſter Specht zappelte und ſchrie, die Elflein verſtopften ihm ſeine Haustür durch einen Stein. Da ließ der Zwerg den Specht wieder los, der vor ſeinem Neſt auf und ab marſchierte, während drinnen ſeine Frau und Kinder ängſtlich zeterten.

„Mach nur, daß du die Springwurzel holſt!“ rief Frau Specht, „wir erſticken ja hier drinnen.“

„Die Sonne! die Sonne!“ Dieſer Ruf durchſchallte den Wald, und die Elfen verſchwanden, die Tiere liefen wie gejagt von dannen und nur der betrübte Specht, der Zwerg und Peter waren noch da.

„Setze dich zu mir, Peter,“ ſagte der Kleine, „du mußt jetzt hier im Walde bleiben, darfſt dich nicht an deine Frau kehren und an ihr Schelten. Horch, andre Ehemänner bekommen auch Schelte!“ Damit meinte er den Specht, deſſen Frau in ihrem Gefängnis tobte und pochte und ihren Gemahl fortſchickte, eiligſt die Springwurzel zu holen.

„Du mußt,“ fuhr der Zwerg fort, „warten, bis der Specht die Springwurzel bringt, mußt nach ihm werfen,

und wenn er vor Schreck die Wurzel fallen läßt, dieſe ſchnell aufheben. Mit dieſer Wurzel gehſt du nordwärts bis an das Harzgebirge, fragſt dort nach dem größten Berge und nach dem Morgenbrodstale. Von dieſem Tale aus geht eine Tür in den Berg (dieſe Tür kannſt du mit der Springwurzel öffnen), dahinein geh' und hole dir, was du tragen kannſt von dem roten Sand. Geh' dreimal hinein, aber nicht zum viertenmal, ſonſt koſtet es dein Leben."

Nach ein paar Stunden kam der Specht und hatte richtig die Springwurzel im Schnabel. Graumännchen ſaß auf dem Baum und wollte die Wurzel an ſich reißen, aber der Specht hielt ſie feſt und als er ſie an ſein Neſt hielt, kollerte der Stein aus dem Eingang. Peter nahm den Stein und warf nach dem Specht. Da ließ der Vogel vor Schreck die Wurzel fallen. Wie ein Pfeil ſchoß er hinab, ſie zu ergreifen, Peter Bloch war jedoch flinker und hatte ſie. Der Zwerg oben ſagte:

„Wandre bald, und halte wenig Raſt, denn am Johannistag iſt die Springwurzel am wirkſamſten. Und nun geh nach Haus und denk allzeit dran, daß du Herr im Hauſe biſt." Peter ging, aber nachdem er ein paar Schritte getan hatte, fiel ihm ein, daß er den Zwerg wohl einladen müſſe, ihn nach Hauſe zu begleiten, der Kleine war aber verſchwunden.

Zu Haus hatten ſie ſchon nach Peter geſucht und ſein Weib fuhr grimmig auf ihn ein, und hieß ihn ſchnell die Säcke nach der Mühle zu ſchaffen. Indem kam ein Mehlkäufer, Ilſe mußte mit in den Laden und Peter

ging in die Stube, öffnete mit Hülfe der Springwurzel den Geldschrank, nahm fast alles Geld heraus, küßte sein Töchterchen, und ging zur Hintertüre hinaus. Als die Frau heraus kam, war ihr Mann nirgends zu finden. Von den zehn Weizensäcken lagen neun da, und der zehnte war ausgeschüttelt, die Körner lagen auf der Diele und der Sack selbst war weg wie Peter. Zuerst dachten Frau und Tochter, Peter hätte sich ein Leid angetan, aber als die Frau sah, daß das Geld weg war, da wußte sie, daß er in die weite Welt gewandert war. Martha freute sich heimlich, denn sie dachte, daß der kleine Graumann dem Vater sicher guten Rat gegeben hätte.

Nun hatte Frau Ilse etwas recht's! Einen Esel zu kaufen, war sie vorläufig nicht im Stande, da Peter ihr sehr wenig Geld dagelassen hatte, Martha war ihr zu zart und schön, Säcke zu tragen, wohl oder übel nahm Frau Ilse einen nach dem andern und trug sie selbst in die Mühle. Dabei seufzte sie:

„O Peter, Peter! Hätt' ich doch einen Esel angeschafft. Ich dachte immer, du wärst ein Esel, aber nun sehe ich, daß du doch keiner bist."

Martha nähte fleißig und verdiente Geld, um der Mutter bald das Leben leichter zu machen. Mit jungem Volk kam sie nicht zusammen, denn ihre Zeit war Geld und sie fand wenig Vergnügen an Tanz und Lustbarkeit.

Einst saß Martha am Fenster und stickte, da kam ein großes und schönes Mädchen zu ihr, brachte Wolle und Zeug, und verlangte, Martha sollte ihr einen

Teppich ſticken. Martha freute ſich über die große lohnende Arbeit, das Mädchen gefiel ihr, und ſo unterhielt ſie ſich länger und vertrauter mit ihr, als es ſonſt Marthas Art war. Das Mädchen kam öfter und eines Tages nötigte ſie Marthen, mit ihr nach dem Forſthauſe zu kommen, da ſei ihr Bruder Förſter. Weder Ilſe noch Martha fanden darin Schlimmes und ſo ging Martha mit der ſchnell gewonnenen Freundin.

Die alte Mutter des Förſters lachte gar ſchelmiſch, als die Beiden im Forſthauſe anlangten. Die Freundin ließ Martha längere Zeit allein mit der Mutter und als die Tür aufging, glaubte Martha, ihre Freundin käme herein, aber es war der Förſter. Martha ſprang auf und ſagte, ſie habe geglaubt, der Förſter ſei verreiſt.

Das ſei er auch geweſen, meinte er, und ſo wie er ſprach und lachte, ſah Martha, daß die vermeintliche Freundin, die ſie ſo oft geküßt hatte, der verkleidete Förſter geweſen ſei. Voll Schreck und Zorn ſprang ſie auf, aber der Förſter und ſeine Mutter baten ſo herzlich um Verzeihung, daß die gutmütige Martha nicht lange zürnen konnte, aber ſie war nicht zu bewegen, einen Biſſen Eſſen anzunehmen. Sie machte gute Miene zum böſen Spiel, ging indes bald nach Haus.

Lieb gewonnen hatte ſie aber den kecken luſtigen Mann, wenn er auch als echter Schelm gehandelt hatte. Als er jedoch wieder als Freundin ankam, ſagte Frau Ilſe:

„Ihr ſollt nur wieder gehen, Ihr bezahlt Martha

zu schlecht und haltet sie nur von der Arbeit ab.“ Das hatte Martha der Mutter Ilse aufgetragen.

Als er nun das nächste Mal als Förster in vollem grünen Wichs ankam, wies ihn Ilse kurz ab, weil er viel zu arm sei. Ehe er nicht den Tisch mit Goldstücken bedecken könnte, sollte er nur gar nicht wieder zufragen. Martha aber sah betrübt hinter ihm drein.

Peter Bloch ging immer nordwärts und endlich gelangte er an das Harzgebirge. Weil er nun die Springwurzel bei sich trug, sah er alle Elfen und Gnomen. Freundlichen Gruß nickten sie ihm zu und wiesen ihm gefällig den Weg, als er nach dem Brocken fragte, und trugen ihm Grüße auf an den wilden Mann, doch rieten sie ihm zur Eile, da am Johannistage der Saal mit Goldstücken am sicherſten zu erreichen wäre.

„Warum seid ihr so gut zu mir, ihr kleines Kankerzeug?“ fragte Peter verwundert.

„Ei du hast ja unsern Herrn König so gut aufgenommen!“ erwiderten die Kleinen. Peter Bloch eilte fürbaß, und gerade am Tage vor Johanni langte er im Morgenbrodstale an. Er legte sich nieder und schlief, bis der Mond aufstieg, dann ging er an den Felsen, die Türe zu suchen, die ihm der Graue beschrieben hatte. Richtig! Eine große eiserne Tür führte in den Berg. Er hielt die Springwurzel daran und mit großem Gepolter flog die Tür auf.

Peter sah nicht links noch rechts, ging durch silber- und goldschimmernde Gemächer hindurch, bis er an eine

große Truhe kam, die ganz mit Goldstücken gefüllt war. Eifrig füllte er den mitgebrachten Weizensack mit Goldstücken und ging dann zurück, da sah er am Eingange einen riesigen zottigen Mann stehen, der in der Hand einen mächtigen Tannenstamm als Gehstock trug. Sein eisgrauer Bart war ellenlang.

„Vergiß nicht, was dazu gehört!“ grollte seine laute Stimme den Peter Bloch an, der aber lief vor Schreck an ihm vorbei, und eilte, mit seinem Goldsack ins Freie zu kommen. Donnernd fiel die Tür zu, als Peter kaum heraus war.

„Ha! Die Springwurzel!“ schrie Peter. Was half das? Tosendes Gelächter erscholl aus dem Berge und um sich her hörte er das Gekicher der Elfen und Erdmännchen. Sie lachten ihn aus, weil er die Springwurzel vergessen hatte. Am Ende lachte Peter selbst und sagte:

„Ach was, ich habe nun mehr als ich brauche,“ verbarg seinen Sack in einer Höhle, kaufte sich einen Schubkarren, ein Faß und etliche Pfund Schuhzwecken, tat das Geld unten in das Faß, darüber die Schuhzwecken und dann fuhr er seinen Schubkarren der Heimat zu.

Dazumal gab es noch Leute, die konnten hexen und zaubern, und es war schlimm, wenn ihnen einer in die Scheere geriet. Der Specht hatte die Springwurzel mit Hülfe eines Hexenmeisters erlangt. Dieser Hexenmeister

hatte eine Schenke an der Waldstraße, und er konnte aller Tiere Sprache verstehen. Die guten Zwerge aber und die Waldweiblein mochten nichts von ihm wissen und der wilde Mann war sein bitterster Feind, weil der Hexenmeister ein böser Schelm war, und sie paßten ihm sehr auf die Finger. So konnte ihm denn auch die Springwurzel nicht helfen, zu dem Brockengolde zu gelangen. Der wilde Mann hätte ihn sicher erschlagen, hätte er versucht, in die unterirdischen Gemächer des Brocken zu gelangen.

In der Waldschenke dieses Hexenmeisters übernachtete Peter und hörte zur Nachtzeit seinen Wirt im Garten plaudern. Aber keine menschliche Stimme antwortete ihm, sondern das Gekrächze des Spechts. Aus den Antworten des Wirtes merkte Peter, daß der Specht dem Manne verraten hatte, was in dem Fasse sei unter den Schuhzwecken. Nicht lange darauf kam jemand an seine Tür geschlichen, Peter hielt sie zu, aber der draußenstehende Wirt war stärker als er, und nicht lange darauf drang der Schelm und sein Knecht herein und Peter glaubte, sein letztes Stündlein gekommen. Nun aber ward plötzlich die wacklige Haustür eingetreten und ein junger Jägersmann drang herein zu Peters Hülfe. Da ließen die beiden schnell ab von Peter, und ergriffen die Flucht. Peter und der junge Jäger machten sich auf und gingen fort. Der Wald draußen schien ihnen sicherer zu sein, als die böse Diebeshöhle.

Der Wirt aber und sein Knecht krochen im Gebüsche nebenher, die Zeit ersehend, in welcher sie den Reisenden

etwas anhaben konnten. Da gewahrten sie plötzlich den wilden Mann hinter den Wanderern drein schreiten, und dann und wann schlug der riesige Gesell mit seinem großen Tannenstamm auf das Gebüsch am Wege. Da packte Furcht und Entsetzen die Räuber, und sie eilten zurück in ihr Wirtshaus. Peter aber und seine Gefährte sahen den Hexenmeister gar nicht.

Der junge Jäger war ein treuherziger Gesell und bald hatte der neugierige Peter heraus, woher sein Retter komme und wo er hinwolle. Dieser hatte die Heimat verlassen, um Gold zu erwerben, damit er seine Liebste bekommen könne, die ihm versagt sei seiner Armut wegen. Bald hatte Peter den Namen dieser Liebsten erfahren und der Name lautete: Martha Bloch.

Da ward Peter Bloch über die Maßen vergnügt. Er erzählte nun seinerseits, was ihm geschehen, und daß er Marthas Vater sei. Er gab dem jungen Förster Geld genug, einen Tisch damit zu bedecken. Und als der Förster nun zu Frau Ilse kam, Stück neben Stück ihren größten Tisch mit Gold belegte, da gab sie ihm ihr Töchterchen gern, und rüstete eilig die Hochzeit.

Am Hochzeitstage traf auch Peter Bloch ein und ward voll Jubel empfangen. Ilse wunderte sich über das Faß von Schuhzwecken, als sie indes den Reichtum sah, der darunter steckte, war sie wohl zufrieden und vergab dem Peter, daß er damals fast alles Geld mitgenommen hatte, brachte er es doch hundertfach wieder; kein Mensch außer der Familie erfuhr woher.

Alle Leute erzählten ſich von einer großen Erbſchaft des Förſters; ſie wußten es einmal wieder beſſer als Peter Bloch und die ſeinen.

2.

Walpurgisnacht.

Es war einmal ein Knabe, der hatte eine fromme Pate. Die Leute im Dorfe ſagten wohl, ſie ſei eine Hexe; das war ſie aber nicht, ſie war ein Sonntagskind und deshalb ein weniges klüger wie die andern Leute im Dorfe. Ihr Mann war der Müller und da ſie kein Kind hatten, nahm die Frau ihr Patenkind in die Mühle, als es heranwuchs. Dem Müller gefiel der flinke nette Junge und er zog ſich einen tüchtigen Mühlknappen aus ihm.

Als der Burſche ausgelernt hatte, ſchickte ihn der Müller auf die Wanderſchaft. Die Müllersfrau gab ihm Weißzeug, Zehrung und etliche Mariengroſchen, ſowie auch guten Rat mit auf den Weg, und manch' kernig Sprüchlein, grade als ob er ihr Kind ſei. Vor allem riet ſie ihm, ſein Tagewerk mit Gebet zu beginnen und zu beſchließen.

Einſt kam er ſpät abends an eine Mühle und begehrte Nachtlager. Das ward ihm gern gewährt, und da der Müller grade viel Arbeit und keinen Knappen

hatte, behielt er den jungen Wandrer als seinen Gesellen. Der Müller hatte ein wunderschönes Töchterlein, und es währte gar nicht lange, da waren die beiden jungen Leutchen ein Brautpaar.

Der Müllerin gefiel das nimmer. Der fremde Bursch, der geistliche Lieder sang und stundenweit in die Kirche wallfahrtete, war ihr ein Dorn im Auge, denn sie war eine Hexe, und ihre Tochter sollte auch eine werden. Deshalb setzte sie dem Mädchen arg zu und verhetzte dasselbe gegen den Bräutigam. Den Winter über gab es schon bei vieler Arbeit reichlichen Verdruß, aber zum Frühjahr hin wollte es gar nicht mehr gehen. Der Knappe quälte darum das Mädchen, mit ihm zu ziehen und ihn zu heiraten. Davon sprachen beide im Eselstalle, als der Knappe dem Grautier sein Futter aufschüttete. Der Bursch schlug vor, er wollte es dem Müller heimlich sagen, daß sie fort wollten zur Frau Pate. Dem Knappen war nämlich zu Ohren gekommen, daß sein früherer Lehrmeister gestorben sei und die Pate mit einem Knappen allein die Mühle versorge und daß sie deshalb ihren Pflegesohn von Tag zu Tag erwarte.

Bei ihrem Gespräch hatten die beiden aber nicht auf die schwarze Katze geachtet, die auf der Raufe saß, sich putzte und mit den Augen nach dem Pärchen funkelte.

„Ach, die Mutter!“ sagte plötzlich ganz erschreckt das Mädchen. Aber der Bursch sah die Müllerin nirgends und lachte sein Mädel aus. Die Katze lief in die Mühle und gleich darauf pochte die Müllerfrau an das Fenster,

rief die Annemarie hinein, und der Müllerbursch fürchtete sich förmlich vor der Müllerin grünlichen Augen. Dies Gefühl behielt er den ganzen Abend und es verstärkte sich noch, als ihn die Frau beim Essen so recht höhnisch ansah.

Es giebt Leute, welche behaupten, daß sich die Seelen im Traume begegnen. Wenn das wahr ist, wars nicht von ungefähr, daß die Frau Pate heute im Traume vor das Bett des Mühlknappen trat und sagte.

„Steh auf, pflück hinterm Hause Baldrian und Dust, steck in alle Taschen davon und ein Sträußlein vor die Brust. Dann setz' dich draußen auf den Weg, und wenn zwei Katzen kommen, schleich ihnen nach, laß die weiße nicht aus den Augen, es ist dein Liebchen."

Der Knappe wachte auf und lachte über den Traum. Es war doch zu drollig, daß Annemarie ein weißes Kätzchen sein sollte. — Da hörte er zwei Katzen miauen, sah zum Fenster hinaus und bemerkte eine große schwarze Katze und eine kleine weiße. Die große miaute auf die kleine los und der Mühlknappe hörte mit Schaudern, daß es die Stimme der Müllerin war, die da schalt. Das weiße Tierchen hörte er nur leise, ganz leise klagen und miauen.

Dem Burschen ward bange; er eilte zur Hintertür hinaus, pflückte am Bergabhange Baldrian und Dust, stopfte sich alle Taschen voll davon und ein Sträußlein steckte er ins Knopfloch. Dann lief er schnell in den Hof. Hier standen die Müllerin und Annemarie wieder

in ihrer wahren Gestalt, und die erstere fuhr ihn voll Wut an:

„Hätt'st Du kein Duft und Baldrian, wollt ich Dich bald zu Tode han! Komm, komm!“ wandte sie sich dann der Tochter zu.

Da kam der Esel aus dem einen, der Truthahn aus dem andern Stalle; die Müllerin bestieg den Esel, das Mädchen den Truthahn und schnell schwang sich auch der junge Müller ohne Besinnen hinter das Mädchen. Dann flogen sie durch die Luft, daß dem Burschen angst und wehe ward.

Von allen Seiten schwirrten Reiter durch die Luft. Auf Besen, Ofengabeln und Ziegenböcken saßen sie, jubelten und heulten sich grüßendes Miau und Wauwau zu, nannten sich Baf' und Vattersleut'. Die wilde Jagd durchsauste die Luft, Giffgaffruf' und Hörner erklangen; wütender Regen klatschte hernieder zur Erde, ohne daß er die Reiter berührte. Aber zischend zerbarsten die Regentropfen, als der Fürst der Hölle mit seiner Schar daher flog. Schwarz wie die Nacht war Gestalt und Gewandung, aber Feuer spieen sie aus dem Rachen, und feurigen Schlangen gleich glühte leuchtend ihr Haar durch die Nacht. Mächtigen Fluges kamen sie daher, und ihre Fittige erzeugten Sturm, der über die Welt hinfuhr und Unheil über Unheil schuf.

Schwefliger Stank umflog den Bösen und seine Schar. Blitze zuckten durch die Finsternis, und der Mond grinste dann und wann stillvergnügt durch den Wolkenschleier. Er freute sich des Höllenspektakels, hielt

ſich aber verſteckt; ihn ſollte keiner in ſolcher Geſellſchaft erblicken. Der Müller aber dachte gar nichts mehr. Er ſchaute nur, hörte, und ihm war, als müßte das ſo ſein.

Alle die Nachtgeſtalten hielten Raſt auf dem Blocksberge. Pferde wurden gebraten, Maikäfer geſotten und Kröten geſchmort. Die Hexenweiber ſtanden an rieſigen Backtrögen und bereiteten Kuchenteig, Höllenrüpel ſchürten das Feuer unter großen Keſſeln, darinnen Schmalz brodelte. Die Eſel, die Hunde und Katzen heulten und miauten, wenn ſie in die Nähe der Keſſel kamen, denn gar verwandtſchaftlich kam ihnen der Duft des brotzelnden Fettes vor.

In hopſenden Sätzen kamen die Hexen mit Klumpen des Teiges, warfen es in die kochende Maſſe, tanzten um den Keſſel und ſangen johlende Liederweiſen. Teufel mit dreizinkiger Gabel flogen daher und holten die duftenden Kuchen aus dem Feuer.

Schau, da flog einer, ſchwang die Gabel mit dem braunen Gebäck, warf es auf den Felſen und ringsum lagerten ſich Zwerge, Elben und Hexen, zu genießen von dem Hexenkuchen. Höhniſch lachte der Rüpel, welcher ihn gebracht; er ſchlug auf den Kuchen, daß er zerbarſt und tauſende von Rüpeln und Geiſtern entſtiegen dem Kuchen. Hui, das war ein Gebrüll und ein Davonſtieben!

Der Fürſt der Hölle ſtellte ſich auf ſeine Kanzel und redete laut, überlaut, ſo daß der Müller meinte, das müſſe man in der ganzen Welt hören. Die Zauberer

und Hexen, Elben und unseligen Geister kamen herbei, beteten ihn an, den gräulichen Redner, umkränzten seine Kanzel und opferten ihm auf züngelndem Feuer Fisch und Fleisch. Sie faßten sich an und tanzten im Kreise, immer rundum, rundum. Der Müller wurde mitgefaßt und sein Zeug ward ihm ausgestäubt dabei, daß er wie eine weiße Wolke aussah. Plötzlich reihte Paar sich an Paar. Der Müller hatte, er wußte nicht woher, ein Weib im Arme, das ihm in ihrem grauen Gewande vorkam wie eine Eule. Das war Tuturfel, des Hackelbergers Liebste. Mit rasender Eile jagten die Tanzenden; es war, als wenn der Berg sich drehte. Dicke Nebel ballten sich ringsum und riesengroße Gespenster durchtosten das graue Gebilde. Gnomen und Erdmännlein gaukelten dazwischen zu Tausenden, und gellende Musik füllte die Luft. — Dem Müller wards zu bunt, er fiel lang hin. Er konnte nicht mehr. Tuturfel tanzte allein weiter, mit rasender Lustigkeit immer rundum, rundum.

Da kam des Müllers Liebste auf ihn zu und fragte:

„Warum tanzest du nicht? Ist's nicht schön?"

„Nein," sagte der Müller, „ich kann nicht mehr, ich will schlafen."

Da führte ihn das Mädchen an eine Felsspalte, wies hinein und sagte: „Da lege dich hin und schlaf!"

Dann tanzte sie davon und der Müller sah, daß im Felsspalt ein prächtiges Gardinenbett stand. Dahinein legte er sich, befahl seine Seele Gott und sah

mit großem Staunen in das hölliſche Getümmel. Dann ſchlief er ein. —

Früh wachte er auf. Wo war er denn? Grauer Nebel um ihn her, er ſelbſt auf hartem, höckrigen Lager. War dies das Gardinenbett? Ein Pferdegerippe wars, aus dem er mit Ekel und Entſetzen aufſprang. Wo waren alle Spukgeſtalten der Nacht? Alles ſtill, nur ein kräftiger Morgenwind pfiff ihm um die Ohren. Da brach die Sonne durch die Wolken; er ſah, daß er noch auf dem Blocksberg war, ſah hinab in das Tal durch die Wolkenſpalte, welche die Sonne geſchaffen und ſah die ſchöne, weite Welt vor ſich liegen im klaren Morgenlicht.

Rüſtig ſchritt er hinab und wenn er auch hier und da im Waſſer watete, es machte dem Burſchen nichts aus. Er eilte nach der Mühle, wollte ſein Zeug holen und dann zur Pate reiſen. Der Müller aber ließ ihn nicht fort; — ſo ſehr ihm auch die Müllerin und ihre Tochter zuwider waren, ſo konnte er doch nicht gleich los kommen.

Die Müllerin traute ihm nicht, meinte, er würde ſie dem Müller verraten und auch andern Leuten, deshalb verwandelte ſie ihn trotz aller Bitten der Annemarie in einen Eſel.

Da lief er nun als Grautier herum und wußte doch, daß er ein Menſch war, und wenn ers einem erzählen wollte, konnte er nur „i-a, i-a“ ſchreien. Alle Leute im Oberharz erzählten von dem wilden Eſel, der berg-

auf bergab trabe und nirgend Ruhe hätte. Da meinten kluge Leute, es müsse ein böser Geist sein.

Der Annemarie tat das leid, auch fürchtete sie, es könnte ein Jäger kommen und erschösse ihren verhexten Liebsten. Tag und Nacht sann das Mädchen, wie es ihm seine Gestalt wieder verschaffe. Annemarie war keine Hexe, sie hatte sich von der bösen Mutter nur einmal verleiten lassen zu dem Höllenfeste auf dem Blocksberge.

Da besann sie sich, daß ihr der Frieder, ihr Liebster, früher erzählt hatte von seiner klugen, frommen Frau Pate. Bei Nacht und Nebel machte sie sich auf, der Pate einen Besuch zu machen und ihr zu erzählen, wo der Frieder sei. Die Pate aber sagte:

„Deshalb habe ich auch all' die Nächte her von einem Esel geträumt. Sag', er soll sehen, daß ihn ein Küster mit Taufwasser beschüttet. Das hilft ihm gewiß, nun reise schnell heim."

Das Mädchen sagte dem Esel alles, was die Pate bestellt hatte und der Esel antwortete kläglich: „Ja, ja, ja!"

Am nächsten Sonntage war eine Taufe, da stellte sich der Esel vor die Kirchtür und die Paten, samt der Kindfrau graulten sich ordentlich, als sie an ihm vorüber gehen mußten. Nach der Taufe kam der Küster mit dem Taufbecken aus der Kirche heraus und wollte das Wasser ausgießen.

„Geh weg, Esel", rief er, und als der Esel nicht ging, goß er ihm das Wasser über den Rücken.

„Schau! Da ſtand der Frieder — und das Grautier war weg. Der Burſch ging nach der Mühle und als er in der Mühlentür die ſchwarze Katze ſah, ſchlug er eilend ein Kreuz; da ſprang ſie davon und es hat ſie keiner wieder geſehen. Alle Leute fragten und ſuchten noch lange nach der Müllerfrau — die war aber verſchwunden.

Der Frieder hielt Hochzeit mit Annemarie, und damit ſie nicht wieder Luſt bekäme zum Hexen und Verwandeln, machte er drei Kreuze mit Rindsblut an ihre Bettſtatt.

Das hat geholfen für alle Zeit.

Probatum est.

3.

Die wilde Jagd.

Der Geſang der frommen Kloſterfrauen eines Harzkloſters war weit und breit berühmt und wer den Geſang hörte, des Herz lenkte ſich in frommer Erhebung dem Himmel zu. Da kam eine Edeldame in das Kloſter, die unluſtigen Herzens die Regeln des Ordens befolgte und viel Ärgernis erregte bei den Nonnen. Aber eigentümlich erſchrocken waren die Schweſtern, als zum erſtenmal die Stimme der Neueingetretenen im Chore mitwirkte. So rauh und roh

war diese Stimme, daß die Äbtissin der bösen Sängerin befahl, fernerhin zu schweigen, anstatt den schönen Gesang der anderen zu verderben. Aber Ursula, so hieß der Ankömmling, war verstockten Herzens; sie freute sich, wenn die Konventualen sie erschrocken ansahen ob ihres Geheules.

Hatte doch Ursula ihren Spott über alles, was mit Gott und der Religion zusammenhing. Sie war eines Edelmanns nachgelassene Tochter, hatte wie ein Junge reiten und jagen gelernt und das Hüfthorn geblasen trotz dem geübtesten Jäger.

Der Vater hatte seinen Spaß an dem mannhaften Mädchen gehabt und des Vaters Zechgenossen mochten gar gern mit der wilden Magd zechen und jagen, denn sie war aller Ränke voll und jeglicher Spaß war ihr recht; auch wenn der Spaß grob war.

Als der Vater starb, geschah es für ihn zur rechten Zeit, denn sein Hab und Gut war verpraßt. Wohl waren Verwandte da, die gern die Waise aufgenommen hätten um Gottes Willen, aber die Edelfrauen erschraken, als sie das Geschöpf kennen lernten und keiner mochte es um sich haben, dies Mannweib, welches trotz seines schönen Gesichtes nur verwilderten Männern gefallen konnte in seiner Zügellosigkeit. So zwangen denn die Verwandten das Mädchen in ein Kloster zu gehen, des strenge Grundsätze und Gesetze den Wildfang zähmen sollten.

Aber wie ein Wirbelwind rauschte das laute Gebahren Ursulas in den stillen Klosterfrieden, und nichts

eine der Nonnen mochte die Fremde darum gern um sich haben; wie aber der Wirbelwind kommt und schwindet, so kam und verschwand Ursula.

War es nun auch eine wahre Erleichterung für des Klosters Insassen, die Widerhaarige los zu sein, so war es doch ein Schimpf für die frommen Frauen, das Mädchen in der Welt zu wissen ohne Schutz und Stütze, nur geleitet von der eigenen Willkür. Die Äbtissin forschte darum eifrig, wo die Flüchtige weile und erfuhr zu ihrem Entsetzen, daß Ursula droben auf der Harzburg sei, bei dem Forstmeister von Hackelberg, den sie schon im Hause ihres Vaters gekannt und geliebt habe. Vergebens waren alle Versuche der Äbtissin, vergebens Acht und Bann, welche über Hackelberg und Ursula ausgesprochen wurden, die Beiden waren unzertrennlich, fröhnten der Jagdlust und dem Wein unter tollem Gelärm, so daß es den Bürgern und Harzleuten zu viel ward und alles floh, wenn nur von weitem der Giffgaffruf der wilden Meute hörbar ward und die greulichen Töne, welche Ursula dem Hüfthorn entlockte.

Je grauenhafter aber der Lärm war, desto lieber war es auch den Jagenden, die Meute ward gehetzt zum Bellen, und die Treiber mußten klappern, daß schier unglaubliches Getöse entstand.

Des Hackelbergs schwarze Augen blitzten dann vor Lust, und je toller Ursels Lärm war, desto lieber hatte er das Weib. Wind und Wetter, Sonn- und Feiertag brachten keinen Halt in die Jagdlust. Sie zechten und jagten ohne Ende.

Was scherten die Übermütigen die Acker der Härzer? Hopp, darüber! Schneller noch stoben die Pferde über das frisch gepflügte Feld und rechts und links flüchteten die Ärmsten von ihrer Feldarbeit, wenn Hackelbergs tolle Bande daherſprengte.

Wohl folgten wütende Flüche den Beiden, die da an der Spitze des Zuges dahin flogen; die aber lachten und raſten unbekümmert weiter.

Es war Gründonnerstag. In die Seelen der Menſchenkinder ſenkte ſich das Denken an die Paſſion bei dem Wort „Gründonnerstag.“ Und das Denken an Oſtern folgte, an Lenz und Auferſtehung, und das mochte auch der Burgpfaff vorausſetzen, aber er rechnete falſch, wenn er dachte, daß Hackelbergs und Urſulas Seele empfänglich ſeien für Gottes heilige Tage.

„Morgen iſt Karfreitag,“ ſagte der Prieſter, als er zu Hackelberg in den Saal trat.

„Morgen iſt große Sauhatz!“ antwortete Hackelberg.

Erſchrocken wehrte der Prieſter, mahnende Worte, ernſte und bittende, verſchwendete er an Hackelberg. Der lachte ihn aus und antwortete:

„Hab nichts gegen Euch und Euresgleichen, aber mir ſollt ihr nicht das Leben verbittern mit Euren Reden. Ich wollt', ich könnt' jagen bis zum jüngſten Tag, ich würd's nicht überdrüſſig.“

„Davor bewahr Euch Gott, daß Ihr jagt bis zum jüngſten Tag. Die Ewigkeit iſt lang und die himmliſche Seligkeit das Köſtlichſte. —“

„Das Köſtlichſte iſt für mich die Jagd und das Allerköſtlichſte die Sauhatz, und ich beſtell's mir hiermit bei Euch, daß ich ſtatt der ewigen Seligkeit mag jagen in alle Ewigkeit! Könnt's ausrichten.“

Das war des Hackelbergers Gutenachtgruß am Gründonnerstag, und als am Morgen die Leute aus Bündheim und Neudorf in die Kirche wallten, traten ſie ſcheu zur Seite, denn an ihnen vorbei ſauſte des Hackelbergers wilde Jagd.

„Ha ha!“ lachte der Hackelberger. „Hab geträumt von einem mächtigen Keiler, der mir den Garaus macht, ſtatt ich ihm!“

Den Jagdgefährten war es etwas wunderlich zu Mute geworden, als ſie die Kirchgänger ſahen, der heutige Jagdzug war ihnen nicht ſo ganz recht und als nun Hackelberg ſeinen böſen Traum erzählte, ſchlugen ſie ihm vor, umzukehren.

Luſtig jedoch lachte Hackelberg über die Mahnung, und als jetzt Urſel in ihr Horn ſtieß, ihrem Falben die Sporen gab und über Stein und Gräben hinflog auf dem Renner, folgte ihr der Forſtmeiſter und brüllte laut ſeinen Ruf in den Wald hinein, daß das Wild aufgeſtört den Wald durchſchnob.

Wie flog bald darauf des Hackelbergs Jagdſpieß in die Seite eines rieſigen Ebers und als ſich der Eber in Wut auf den kühnen Jäger ſtürzte, empfing ihn zum zweitenmal der Stoß des Spießes.

Ein erbitterter Kampf erhob ſich, aber wie auch der Eber ſchnob und fauchte, der Hackelberger zwang ihn nieder.

„Und du sollst mich niedermachen!“ lachte der Sieger. „Das wär doch neu in des Hackelbergers Jagdgeschichten.“ Mit diesen Worten stieß er mit dem Fuße des getöteten Tieres Kopf zur Seite.

Dabei ritzte des Ebers Hauer den Fuß des Hackelbergers; durch Stiefel und Haut drang der Zahn des Schwarzwildes und der Geifer des toten Ebers drang in die winzige Wunde.

Das Jagdhorn erklang. Aber nicht wie sonst. Rufende Stöße, die kein Halali und kein Sammelruf waren, sondern wie ein Notruf, gab heute das Horn und bald stand die ganze Jagdgesellschaft um den verwundeten Forstmeister her. Der Fuß schwoll an; unmöglich war es, den Verwundeten zur Harzburg zurück zu bringen. In ein Jagdhaus im Walde, unweit des Klepperkruges, trug man den Leidenden.

Ursulas Falbe trug sie den Burgberg hinauf, den Burgpfaffen zu holen, der wohl Rat wissen mochte für den Kranken. „Ich gelob' mich dem Kloster, hochwürdiger Herr, wenn der Forstmeister davon kommt,“ stöhnte sie.

„Das steht in Gottes Hand,“ antwortete der fromme Mann. „An Euch wird der hochwürdigsten Frau Äbtissin übrigens nicht viel gelegen sein.“

Fluchend aber empfing der Hackelberger den Priester. Für die Heilung der Wunde konnte der nicht einstehen, von Religion und Sterbensgerede mochte der wilde Jäger nichts hören.

„Hört auf mit dem Gekrächz!“ brüllte er. „Wenn Ihr nicht Hülfe wißt, konntet Ihr auf der Burg bleiben. Ich ärgere mich über die Dummheit, daß ich nun wohl Tage lang nicht jagen kann.“

„Tage lang?“ fragte der Prieſter. „Ihr werdet überhaupt nimmer wieder jagen, denn Eure Wunde iſt zum Tode ſchlimm.“

Da ward der Hackelberger raſend vor Zorn und Schmerz, verſchwur ſeine ewige Seligkeit, tobte und raſaunte, daß es klang, wie das Gebrüll eines verwundeten Stieres.

Jagen wollte er, jagen, jagen in alle Ewigkeit! Was ihm in den Weg käme, wollte er niedermachen und er wollte Huſſa brüllen, daß die Welt ſich fürchten ſollte.

Mitten in dieſem Fluche ward er ſtumm und ſtarr, denn der Mächtige, der Tod, der alles gleich macht, machte ein Ende mit dem Zornruf des Hackelbergers. Tot und ſtill war der wilde Jäger und unfern des Klepperkruges iſt des Forſtmeiſter Hackelbergs Grab.

Die Leute aus der Gegend der Harzburg atmeten auf; ſie freuten ſich nicht, aber es war Ruhe geworden, und des böſen Menſchen Ende ſchaffte Stille und Frieden anſtatt der Trauer.

Der Vollmond war vorüber und im Abnehmen begriffen. Da wehte droben vom Turme der Harzburg herab der graue Schleier der Urſel. Die ſetzte ihr Jagdhorn an und erſchrocken fuhren die Härzer drunten im Tal empor aus dem Schlafe. Aber über den Wald

her brauſte der Hackelberger auf ſeinem Rappen. Das Burgtor flog auf, Urſula und die Jäger ſtürmten heraus, die Meute umflog freudejohlend den Geiſt des wilden Jägers.

Überfroh begrüßte ihn Urſel. Sie tutete laut, weckte die Leute und toller, lauter als je im Leben, war der Geiſterzug des Hackelbergers. Der Sturmwind heulte darein, der Donner grollte und brüllte. Alles aber übertönte den Eulenruf von Urſels Horn.

Die Nachtvögel flogen herzu, umſchwirrten den Geiſterzug der Jäger, lauter bellten die Hunde ihr Giff-gaff, lauter erklang das „Wod wod" des Hackelbergers und die Menſchen bekreuzten ſich und beteten.

So geht es bis in alle Ewigkeit. Unerlöſt durch-jagt der Hackelberger die Wälder, haßt beſonders die chriſtlichen Feſte der Menſchen, und liebt das Hexen-feſt des Brockengebirges über alles. Da iſt er gefeiert gleich dem Satanas, und freut ſich der lärmenden Hexen und Höllengeiſter. Sie ſind ſein Gefolge zur Nachtzeit, wenn er über den Harzwald hinwegraſet und jagt; und ſo wird es ſein bis dereinſt auch für ihn das letzte Halali erklinget.

4.

Die Sage von der Harburg.

Schloß Wernigerode ist, wie die Sage erzählt, die alte Harburg. Zwar hat sie nicht so malerisch auf dem Vorberge des Harzes gelegen als jetzt, sie soll vielmehr ins Gebirge hinein gelegen haben, auf schroffer Felsenspitze, ein kleines enges Gebäude.

Viel zu eng für seine Bewohner war die alte feste Harburg. Der alte schöne Bau war zu schade zum Einreißen und doch ging es auch nicht, etwas anzubauen, denn die Platte des Berges war eben nicht größer, als der Umfang der Burg.

Auf dem Schlosse hauste seit undenklichen Zeiten, ja wie man sagte, von allem Uranfang, der Geist der Harburg. Klein und übel gestaltet, grau an Gesicht und Gewandung, war er doch geliebt von den Bewohnern der Burg. Ja, ein sonderliches Glück bedeutete es für den, welcher ihn gesehen hatte. Des Geistes besonderer Liebling aber war die Schloßfrau.

Nun empfand gerade diese am bittersten, daß der Raum im Schlosse sehr beschränkt war, und oftmals bat sie ihren Gemahl, an anderer Stelle ein größeres Schloß zu bauen; aber wie gern auch der Graf alle anderen Bitten seiner edlen Gemahlin erfüllte, so konnte er sich doch nicht entschließen, diese zu gewähren. Einesteils scheute er sich, die alten, geliebten Räume zu verlassen, andernteils aber hatten Krieg und teure Zeit

gar arge Breschen geschlagen in die Geldkasten des Grafen.

Hell leuchtete der Mond durch die Bäume, die Eulen im alten Turme stöhnten, die Nachtigallen schlugen im Walde und die kühle Nacht war Erquickung für die Menschen. Aber schlummerlos lag die Burgfrau auf ihrem Lager. Sie dachte mit Schrecken an kommende Tage, an des Gatten Gastfreundschaft und an die Enge ihrer Burg. Die Kinder wuchsen heran, und die Kleinheit des alten Baues ward täglich fühlbarer.

Die alte Gräfin hatte noch spät am Abend mit dem Gemahl beraten, ob es nicht möglich sei, wo anders, vielleicht drüben auf dem Berge eine neue, größere Burg zu erbauen und der allzeit heitere Gemahl hatte lachend gesagt:

„Glaubst ja so an die Macht des Burggeistes, sage es dem, vielleicht hilft er Dir.“

Und als nun die Gräfin über die Worte nachdachte, als sie wachend auf dem Lager ruhte und zum Sternenhimmel aufschaute, gewahrte sie plötzlich ein bläuliches Licht in der Nähe des Fensters und inmitten dieses Lichtschimmers die Gestalt des Burggeistes.

„Was begehrst Du, Herrin?“ fragte der kleine Geist. „Geld und Gut wird Dir und Deinen Nachkommen nicht fehlen.“

„Ach“, antwortete die Gräfin, „ich will Dich auch nicht um Geld und Gut bitten, obgleich schwere Zeiten über uns dahingebraust sind, aber ich weiß oft nicht, wo ich die Herbergheischenden bergen soll im engen

Gelaß des Schloſſes. Wenn du das Schloß da drüben auf den Berg zaubern könnteſt, da könnten wir leicht anbauen, könnten weit hinaus unſer Land überſehen und —."

„Schon gut," ſagte der Geiſt, „ſchlafe nur weiter!" Und die Gräfin ſchlief ein. Wirrer Traum aber umhüllte die Schlummernde. Es war ihr, als bewege ſich die Erde, als toſe es drunten wie Donner und Poſaunenſchall, die Träumende glaubte auf Wolken zu fahren über ein tiefes Tal hinweg, und es war ihr, als tönten ſcheltende Stimmen zu ihr, und dann krachte die Burg in allen Fugen. Und doch hatte die Schläferin das Gefühl unendlicher Sicherheit und friedvollen Geborgenſeins.

Die Sonne leuchtete in das Gemach hinein und weckte die Gräfin. Am Fenſter ſtand ihr Gemahl, er wandte ſich zu ihr mit ſtaunendem Ruf:

„Schau! Wo ſind wir? Was iſt das?" Und herein ſtürmten die Kinder; ſie jubelten, das Schloß ſei auf den Berg geſtiegen, ganz von ſelbſt. Ja, das Schloß ſtand auf dem hohen Berge, und die Gräfin ſah hinaus, ſah drunten die Stadt und das weite, weite Land und ſie dachte dankbar des guten Berggeiſtes.

Siehe, da ſtand das Männlein plötzlich im Zimmer. Es trug ein Bündelchen auf dem Rücken und in der Hand einen Wanderſtab.

„Lebt wohl, Ihr Liebſten," ſagte es traurig. „Ich muß ſcheiden, denn ich habe kein Recht hier zu weilen. Mein Segen und der Segen Eures Tuns geleite Euch

und Euer Geschlecht.“ Der Geist verschwand. Traurig sahen ihm alle nach. Das Andenken an diese Begebenheit lebt fort in dem Namen Wernigerode-Rochefort, welcher aus dem Namen Rutsche-fort entstanden ist.

5.

Die Wasserleitung im Wernigeröder Schlosse.

Es war gar zu beschwerlich, das Wasser hinauf zu bringen nach dem Schloßberg, darum wollte einer der Grafen ein Wasserleitung legen lassen, durch welche das Schloß für alle Zeiten mit Wasser versorgt sei

Nun lebte unten in der Stadt ein Mensch, ein Brunnenmacher, der war sonderlich geschickt zu allerlei Geschäften und die Nachbarsleute sagten von ihm: „Er hört das Gras wachsen.“

Der Mann verließ sich zunächst auf seine Klugheit und übernahm des Grafen Auftrag, da der Graf ihm hohen Lohn verhieß; doch als er sich an die Arbeit machte, ward es ihm mit jedem Tage schwüler und bänglicher zu Mute, denn wo er auch anfing zu graben und Röhren zu legen, überall stieß er auf Hindernisse. Da ging der Brunnengräber nach einer klugen Frau, um sich Rat zu holen.

„Ei," sagte die Frau, „nichts leichter, als hier zu helfen. Rufe den Hans Urian, der weiß alles zu machen."

„Ja wohl," antwortete der Mann, „damit ich meine Seele verliere? Erst das Seelenheil, dann das Geldverdienen."

„Der Teufel ist dumm und wir Härzer sind schlau," meinte das Weib, wiegte den dicken Kopf hin und her und lachte den Brunnengräber listig an.

„Ihr habt recht, Gevatterschen," antwortete der Mann und ging.

In der nächsten Nacht ging er hinauf auf den Brocken, stellte sich unter die Teufelskanzel und rief: „Herr Urian!" Sowie er aber gerufen hatte, wurde es ihm leid. Ein solches Gestampf und Gestöhn und Erdebeben hatte er nicht erwartet. „Ach," stöhnte der Brunnengräber, hätte ich doch den nicht gerufen, ich ließe ja lieber alles sein. Aber es war zu spät, der Teufel heulte:

„Was willst Du?"

„Wasser soll ich hinauf leiten auf das Schloß da drüben, da sollst Du mir helfen."

„Für Deine Seele!" antwortete Satanas.

„Erst die Arbeit, dann der Lohn," sagte der Wernigeröder.

Satanas ging an das Werk, schachtete aus und legte Röhren und hob Felsen aus dem Berge mit seiner Riesenkraft; ihm und seinen Gehülfen war es ein Spielwerk, was dem Brunnengräber unmöglich geschienen.

Nach kurzem war die Arbeit vollendet; Satanas und der Meiſter ſtanden droben auf dem Berge und beſprachen das Ende und den Lohn.

„Ich will Dir die Hälfte geben von dem Verdienſt,“ verſprach der Brunnenmacher.

„Deine Seele will ich, anders tu' ich's nicht,“ beharrte Satanas.

„So laß es doch in Gottes Namen ſein,“ verſetzte der Mann. Da heulte und brüllte der Teufel, und ſeine Genoſſen mit ihm, und ſie riſſen die Leitung auseinander, daß ſie nicht zu gebrauchen war.

Aber der Mann fürchtete den Teufel nicht mehr, er lachte deſſen Wut und ſchritt im Namen Gottes ruhig durch die wutſchnaubenden Zerſtörer; es traf ihn kein Stein und kein Feuerſtrahl.

Nun wußte er, wie er die Leitung zu legen habe und begann die Arbeit gern von neuem, und ſie gelang. Der Teufel hat einmal im Harze kein Glück, darum hat ihn hier auch ſo lange keiner geſehen.

6.

Der Liebitztanz.

In Wernigerode lebte einmal eine Großmutter, die hatte für ihren Enkel, der Schäfer war, eine Liebſte ausgeſucht. Dem ſchmucken Burſchen gefiel das Mädchen auch ſo handlich, bis er unter die Soldaten

kam, da fand er eine andere Liebste, und bei jedem guten Bissen, den diese ihm zusteckte, mußte er ihr versprechen, daß er sie heiraten wollte.

Schnell vergingen die drei Jahre, die der Bursch dienen mußte, und er hatte die Braut, welche er sich unter den Soldaten angeschafft hatte, so lieb gewonnen, daß er um keinen Preis von ihr lassen wollte. Die Großmutter schalt mit ihm, und seine erste Liebste nannte ihn einen Ungetreuen, aber es rührte ihn gar nicht, er riet lachenden Mundes der Verlassenen, ihm auch ungetreu zu werden.

„Er ist verhext, verlaß dich drauf, Mädchen," sagte des Burschen Großmutter. „Wir müssen sehen, daß wir ihn wieder frei machen von der Hexerei."

Die Großmutter stellte sich nun ganz und gar, als ob sie jetzt mit des Burschen Heirat einverstanden sei. die erste Liebste kam längere Zeit nicht mehr in das Haus, worin Großmutter und Enkel wohnten, und erstere riet ihm, er solle seine neue Braut einmal einladen, ihn zu besuchen.

Hei, nun glaubte er gewonnen Spiel zu haben; Großchen aß gern etwas Gutes; und wie konnte die Laura kochen und backen? Pfann, Torte und Kuchen, und alles, alles konnte man stippen, da sollte Großchen schon leckern und gern die Nachbarstochter laufen lassen.

Laura, die Köchin, kam gereist und die ganze Mädchen- und Frauenbekanntschaft war begierig, sie zu sehen. Dazumal hatten die Köchinnen noch nicht ihre dralle Mägdetracht abgelegt, so kam denn auch Laura an,

zierlich und nett gekleidet, und allen gefiel sie und alles gefiel ihr. Nur als eine freundliche Nachbarsfrau von des Burschen „anderer Braut“ erzählte, da wurde sie ganz „grün“ vor Aerger, und ihre Augen blitzten nur so. Und Großchen sagte zu dem Enkel:

„Ei, ei, Christöffel, was kann dies Weibsen für ein Paar Augen machen!“

„Na aber auch,“ antwortete der Bursch. „Was braucht denn die Nachbarschen zu sagen, daß ich erst die Sophie hatte?“

Am Abend war die ganze Freundschaft zu Besuch geladen und es wurde gegessen und getrunken und zur Musik der Ziehharmonika getanzt. Da kam auch die erste Liebste an, und der Bursche sagte:

„Siehst Du, Base Sophie, so ists gescheit. Wirst schon einen andern finden.“ Laura aber funkelte die Sophie mit ihren schwarzen Augen an, als wenn sie sie am liebsten aufäße.

Walzer, Galopp und Polka war getanzt. „Nun was anderes!“ hieß es.

„Woll'n mal den Kiebitztanz tanzen,“ sagte Großchen, und da kauerten sich alle Frauen und Mädchen nieder bis auf Laura, diese stand ganz erschrocken da und rührte sich nicht. Da sagte die Großmutter:

„Ja, wenn Du den nicht kannst, so darf er Dich nicht nehmen, oder bist Du eine Hexe?“

„Ich? Ih bewahre!“ rief die Braut und kauerte sich nieder zwischen die anderen. Und nun huckten die Mädchen und Weiblein, klappten in die Hände und sangen:

Ich ſollte meiner Mutter a Kiebitz tanzen —
Kiebitz tanzen.
Da konnt ich ihn nicht,
Da ſchlug ſie mich, —
Schlug ſie mich;
Da weinte ich, —
Weinte ich;
Da gab ſie mir ein Butterſtücke, —
Butterſtücke;
Da lachte ich,
Da tanzte ich,
Da konnte ich —

„Vetter, ſteck' Deine Piepe an!“ rief da Großchen und der alte Vetter Reinike brannte ſeine Pfeife an, und huſch — da ſchlug die Flamme durch den Hausflur bis zu Laura hin, und huſch — flog die fremde Braut zum Schornſtein hinaus und brüllte wie eine Kuh.

Da ſaßen die Weiber und Mädchen alle ſtumm vor Schrecken und die Männer nahmen die Pfeifen aus dem Munde und ſperrten die Mäuler auf vor Entſetzen. Und der Burſche ſagte:

„Na ja, wenn ich die genommen hätte!“ Und Sophie und Großchen meinten:

„Siehſte Chriſtöffel!“

Nach der Laura haben ſie ſich nicht mehr erkundigt, und Sophie konnte auch viel Schönes backen, freilich Torte ſteht niemals auf ihrem Küchenzettel.

Ja, ja, wenn eine Hexe dabei ist, darf keiner ein Streichholz anstecken, wenn die Weibsen den Kiebitztanz aufführen.

7.

Drübeck.

In einem fremden Lande, etliche sagen im Morgenlande, etliche auch in Österreich, lebte einmal eine Prinzessin. Ihr Wuchs war fein und zierlich, ihre Füße klein und manierlich, und wenn sie im Garten ging, da blickten die Hofherren und Diener hinter ihr drein, und allen gefiel sie, obgleich noch niemand ihr Antlitz gesehen hatte, denn es war stetig dicht verschleiert.

Vor allem aber gefiel sie einem jungen, hochgeborenen Herrn, welcher immer wieder zurückkehrte an den Hof seines Herrn und Kaisers, weil er die holdschöne Gestalt der Prinzessin und ihre Silberglockenstimme nicht vergessen konnte.

Der alte Kaiser starb und sein Sohn trat an seine Stelle. Letzterer führte eine junge Königin in sein Schloß als Hausfrau, da fühlte sich die Prinzessin überflüssig und beschloß, auf Reisen zu gehen in die weite Welt. Als nun eines Tages die Königin die Prinzessin aufforderte, ihren Schleier abzulegen und fröhlich mitzuleben mit dem jungen Königspaare, reiste die Prinzessin

ab in Begleitung einer Dienerin, und der junge Kavalier, welcher die Verschleierte liebte, schloß sich den beiden an.

All' ihr Hab und Gut aber hatte die Prinzessin einem alten treuen Diener anvertraut, es zu bewahren, bis sie es verlange.

So fuhr denn die Prinzessin durch weite Länder, und oftmals fragten ihre Begleiter, ob sie sich nicht hier oder da niederlassen wollte; dann aber antwortete sie jedesmal:

Wo sich drei Bäche begegnen,
Die Stelle will ich segnen,
Da will ein Haus ich bauen
Für fromme, stille Frauen.

Weiter ging die Reise, viele Bäche kreuzten sich und über viele Flüsse und Bäche führten Brücken, aber die Prinzessin fuhr immer weiter und sagte immer wieder, es müßten dreier Bäche Wasser ineinander laufen, das wär' die Stelle, wo sie bleiben wolle. Berg und Tal durchrollte der Wagen der Prinzessin, und eines Abends machte sie Rast unweit des Brockens.

In einer Waldhütte ruhte die Königstochter aus, und eine alte Waldfrau war ihre Wirtin. Zum Nachttrunk bekam die Prinzessin klares Wasser, welches ihr besonders schmeckte, und in ihrem Traum sah sie drei Bäche sich kreuzen, gefüllt mit solch kryſtallhellem Wasser, wie sie getrunken, und als sie in der Morgenfrühe ausging, gefiel ihr die Gegend so, daß sie beschloß, längere Zeit zu verweilen. Äußerst erfreut aber war die Prin-

zessin, als sie gewahrte, daß hier in der Tat drei Bäche sich kreuzten.

„Drei Bäche! Endlich! Gott sei Dank!“ rief die Erfreute aus.

„Ja, drü Beke! Wei hebben hier veel Water!“ sagte die Waldfrau, welche eben kam, Wasser zu schöpfen.

Da beschloß die Prinzessin, zu bleiben, entsendete ihren Kavalier, ließ von daheim ihr Geld und Gut holen und erbaute ein Kloster für Frauen. Das Kloster aber nannte sie Drübeck.

Die endliche Rast gefiel dem Kavalier und der Dienerin, aber daß die Prinzessin sich als Nonne im Kloster vergraben wollte, das sagte ihnen weniger zu, und sie setzten alles daran, die Prinzessin zu bestimmen, den Kavalier zum Gemahl zu nehmen und in seinem herrlichen Schlosse mit ihm zu wohnen. Traurig jedoch antwortete die Prinzessin:

„Es wär euch nur Leides, so ich tät nach eurem Willen, denn ich bin häßlich wie die Nacht, und die Vögel der Nacht mögen lieblicher ausschauen, denn mein Antlitz.“

Solches bestritten die beiden Getreuen und sprachen von dem schönen Wuchs und der klaren Stimme der Herrin, diese aber schüttelte ihr Haupt und war nicht zu bewegen, ihr Gesicht zu zeigen.

Sie kehrte sich an ein Abreden, sondern ließ einen Aufruf ergehen an vornehme Frauen und Mädchen, welche weltüberdrüssig, sich zurückziehen wollten zu stillem, gottgefälligem Leben und Wandel; die sollten zu Drübeck

willkommen sein und eine Heimat finden in dem gottgeweihten Hause.

Der Begleiter der Prinzessin aber ward der Verwalter der Klostergüter und er ward es gern; so durfte er doch in der Nähe der geliebten Herrin bleiben. Nimmer jedoch verließ ihn die Sehnsucht, der Prinzessin Antlitz zu erschauen. Nun aß diese immer allein und zwar aus viereckigen Schüßlein von Gold oder Silber, brauchte nicht Löffel noch Stäblein und verriegelte, ehe sie aß, ihre Gemächer.

Der Verwalter konnte aber auf die Dauer seine Neugierde nicht zähmen, verbarg sich dereinst hinter dem Himmelbett der Äbtissin, ehe diese zu speisen begann. Sie trat herein, die Dienerin setzte das dampfende Gold-Schüsselchen auf den Tisch und wollte sich dann entfernen. Die Prinzessin aber berief sie zurück und sprach mit himmlischer Güte:

„Du liebe Getreue, hab' viel Dank für all deine Liebe und Treue. Du hast mich nie belauschet und es war mir immer wohl in deiner Nähe, denn die Treue Anderer ist der Unglücklichen Labsal." Dann ging die Dienerin.

Die Prinzessin schloß ihre Tür und setzte sich an ihr Essen, aber wehe, als sie den Schleier zurückschlug, sah der Verwalter, daß die Ärmste aller Reichen statt des Mundes einen Schweinerüssel hatte.

Da schrie der Erschreckte laut auf. Entsetzt sah ihn die Prinzessin an und fiel dann tot zurück.

Nun wußte der neugierige Mann erst, was er Übles

getan, er kniete nieder und küßte den übelgestalteten Mund der Toten. Siehe, da verwandelte sich das Antlitz der Prinzessin, der Rüssel verschwand und ein lieblicher Mund war an seiner Stelle. Der Prinzessin war dereinst die Verunstaltung angewünscht, und die sollte nur verschwinden, wenn unaufgefordert ein Mann die Prinzessin küßte.

Große Trauer und Klage aber war unter den Nonnen und unter den Armen weit und breit. Der Verwalter bekannte sein Vergehen und ward dann nie mehr in Drübeck gesehen. Als reisender Pilger hat er die Welt durchwandert und jedem, der es hören wollte, vorgepredigt, das Nötigste auf Erden sei: Gehorsam und Treue.

8.

Prinzeß Ilses Hülfe.

In Ilsenburg lebte vor längeren Jahren ein frommes, fleißiges Ehepaar. Der Mann, namens Hartmann, ging Tag für Tag in den Wald zur Arbeit, aber alle Arbeit half ihm wenig, er kam immer mehr zurück in seinen Verhältnissen. Sein Weib war kränklich, und die Apotheke verschlang manchen sauer verdienten Groschen.

Die Hartmanns waren aber nicht gewöhnt zu klagen gegen andere Leute, sie trugen ihre Sorgen stille für sich

und des Sonntags in der Frühe hatte Hartmann sein Gesangbuch unter dem Arm und trug seine Not und sein Leid ins Gotteshaus, es da einzutauschen gegen neuen Frohmut und neue Lebenslust.

Die Kinder wuchsen heran, aber noch war keines so weit, dem Vater etwas verdienen zu helfen und mit Beerensuchen und Holzlesen kommen keine Reichtümer in das Haus. So nahm denn Hartmann jeden Verdienst an, der sich bot, und eines Sommerabends ging er einen Botenweg für den Doktor nach Harzburg. Den Hinweg legte er ohne Erlebnisse zurück, aber auf dem Herwege ward es ihm mit jedem Schritte sonderbarer zu Sinne. Ueber den Weg huschten Schatten, ohne daß er die Gestalten sah, von welchen doch die Schatten kommen mußten. Eulenruf und Hundegebell hörte er, ohne zu wissen, aus welcher Gegend die Töne kamen. Plötzlich ertönte murmelnder häßlicher Gesang, der näher und näher kam. In diesem Augenblicke erst fiel es ihm ein, daß es Johannisnacht sei und nirgend geheuer im Walde. Die Ecker schwoll zu einem mächtigen Strome an und er sah eine große Brücke von riesigen Balken, die sonst hier nicht gewesen war. Ueber die Brücke aber schritten lange vermummte Gestalten, es waren ihrer zwölf, die trugen einen Sarg. Die Vermummten aber sangen den häßlichen Gesang. Da wurde es Hartmann so bange ums Herz, daß er lief und lief wie verwirrt und immer hörte er den dumpfen Sang der unheimlichen Nachtwanderer.

Erschöpft sank Hartmann nieder, ohne zu wissen,

wo er eigentlich sei, aber weit von zu Hause weg mußte er sein, denn er war lange, lange gelaufen, bergauf und ab und im Osten dämmerte der Morgen.

Eine liebliche Jungfrau stand plötzlich vor ihm und sah ihm traurig in sein Gesicht.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, wer bist Du?“ rief Hartmann erschrocken.

„Ich bin ein unglücklich Wesen, nicht Mensch, nicht Geist. Verzaubert weile ich schon viele hundert Jahre da drinnen im Ilsenstein und keiner ist so fest und fromm, mich zu erlösen. Wenn Du es tust, soll all Deine Not vorüber sein und ich finde Ruhe und Seligkeit. Du bist ein Auserwählter, der mehr sieht und hört als andere Leute, darum habe ich Dich auch dazu ausersehen, mich zu erlösen. Folge mir!“

Hartmann stand auf. Alle Erschöpfung war vorüber und im Gehen vor sich hin den Geistersegen flüsternd, ging er hinter der Jungfrau drein.

„Was sprichst Du da?“ fragte diese. „Ich bin kein böser Geist. Es wird auch von Dir nichts verlangt, was ein Mensch nicht tun dürfte.“ Hartmann war verlegen, sagte aber seinen Segen in Gedanken zu Ende, ohne zu antworten. Da standen sie vor dem Ilsenstein. Also so weit war Hartmann gelaufen? Er sah nun erst, wo er war.

Der Ilsenstein tat sich auf. Die Prinzessin Ilse (denn diese war die Jungfrau) ging hinein und Hartmann hinter ihr drein, als wäre er so etwas gewöhnt.

Hartmann hatte schon viel Reichtum gesehen, aber

viel edle und schöne Pferde, aber was er da im Ilsenstein sah, spottete aller Erdenpracht und aller Schönheit. Die Pferdesäume und alles Geschirr war besetzt mit Perlen und Edelsteinen, und Gold und Silber blitzte dem Auge entgegen, wohin es auch blickte.

Die Prinzessin reichte Hartmann einen neuen Kober, der ziemlich schwer war und sagte:

„Wenn Du in diesen Kober erst hineinsiehst, wenn Du zu Hause bist, so wirst Du ein reicher Mann und ich bin erlöst.“

Weiter nichts! dachte Hartmann. Das will ich schon machen. Damit ging er seiner Wege; da die Prinzessin den Finger warnend auf die Lippen legte, schwieg er.

Aber schwerer und schwerer wurde der Kober. Der Mann keuchte zuletzt unter der Last. Er setzte ab und ruhete, nahm von neuem die Bürde und schritt wieder vorwärts.

„Na, zum Donnerwetter, was ist denn nur da drinn? rief er zuletzt, riß den Kober vom Stocke und sah hinein.

„Hafer! Nichtsnutziges Weibsbild!“ brüllte Hartmann. So böse war er noch nie im Leben gewesen. „Denkst wohl, wir essen Hafer?“

Sparsam war Hartmann. Er dachte, der Kober ist schön neu und hält lange zur Arbeit, aber das schwere Zeug schüttle ich aus. Gedacht, getan! Da rollte der goldgelbe Hafer hin und die Ilsewellen flossen darüber und führten ihn mit sich fort.

Verdrießlich langte Hartmann zu Hause an, erzählte

seiner Frau die Erlebnisse der Nacht und seine vergebliche Hoffnung auf Hülfe. „Na laß," meinte sie, „du hättest müssen einen neuen Kober haben, nun freue Dich doch über diesen." Sie besah das Geschenk der Jungfrau und dabei fielen noch Haferkörner heraus, die waren eitel Gold.

Was halfen nun Hartmann seine Selbstvorwürfe. Der verschüttete Hafer war verschwunden und soviel er auch die Jungfrau rief, er sah sie nicht wieder.

Das wenige gerettete Gold reichte gerade hin, ihn aus der drückenden Sorge zu befreien. Oft aber schwebte ihm das traurigholde Gesichtchen der verzauberten Prinzessin vor der Seele. Aber — die Reue kam zu spät, wie es ja meist geschieht, und die Prinzessin harrt noch heute der Erlösung.

9.

Stapelburg.

In Stapelburg lebte einmal ein alter Müllermeister. Dieser hatte eine einzige Tochter, die war seines Herzens Freude und sein Glück, denn das Mädchen war hübsch, lustig und brav wie keine zweite im Dorfe. Sie hatte einen Schatz, das war der Müllerknecht, und binnen kurzem sollte die Hochzeit sein. Da kam der Schloßherr von weiten Reisen heim und brachte die Kinder seiner Verwandten mit, die einstmals sein Hab und Gut erben sollten.

Die hübsche Müllerstochter gefiel ihm und er erbat sie von ihrem Vater, um die Kinder zu hüten und zu pflegen. Es war der Schloßherr, der da bat und dessen: Bitte! hieß gleich: Gehorche! Da gab sie der Müller aufs Schloß.

Der Herr aber von der Stapelburg war ein windiger Patron und er mochte dem Müllerstöchterchen manch dumme Flause in den Kopf gesetzt haben, denn von der Zeit an, daß sie auf dem Schlosse war, wollte sie von ihrem Bräutigam nichts mehr wissen, sie putzte sich und zierte sich, als wär sie des Stapelburgers Schloßfrau statt seine Kindsmagd. Der Herr amüsierte sich über die Dirne, hatte seinen Spaß mit ihr, bis eines Tags eine fremde Herrschaft aufs Schloß gefahren kam, in deren Gefolge auch die junge, schöne Braut des Stapelburgers mit eintraf.

Da wurden die Kinder der Verwandten fortgeschafft und der Kindsmagd wurde bedeutet, daß sie von jetzt an in der Küche helfen oder zu ihrem Vater zurückgehen sollte in die Mühle. Da heulte und schrie das Mädchen und war fast von Sinnen. Kaum erkannte der entsetzte Müller sein Kind, als sie in die Mühle kam.

Die Gäste waren wieder fort und den steilen Schloßberg hinauf keuchte der alte Müller, den Herrn anzuhalten, daß er das Mädchen zur Frau nähme, wie er versprochen hatte. Und als der Müller hinauf kam in das Schloß und Lärm schlug, lachte der Ritter höhnisch und sagte, der Müller sollte seinem Mädel den Kopf zurecht rücken, sie müsse den Mühlknappen heiraten

und dann wäre alles wieder in Schick. Er könnte die dumme Müllerdirne allenfalls zur Magd gebrauchen, aber zur Schloßherrin sei sie zu gering und zu dumm.

„Zu gering und zu dumm," wiederholte der Müller dann immer vor sich hin, ging zum Schloßtor hinaus, aber — zu Haus kam er nicht an und als der Mühlknappe ging, den Meister zu suchen, da lag er mit klaffendem Schädel auf dem Walle der Burg.

Wer hatte ihn erschlagen? Es wußte es keiner und der Volksmund bezeichnete leise und dann lauter den Schloßherrn als den Mörder des Müllers. In hellen Haufen zogen die Stapelburger vor das Schloß, das aber war wohl befestigt wie nur eines im Harze, und — wie sie auch aufpaßten, der Schloßherr war eines Tages verschwunden, und seine Leute sagten, er sei in den Krieg.

Damit mußten die Stapelburger zufrieden sein, der Müllerknappe verkaufte die Mühle und zog mit dem Mädchen hinunter in das Land, wo sie keiner kannte und auslachte, weil sie den Schloßherrn geliebt hatte.

Es hat sie keiner wieder lachen sehen, und wenn einer von ihrem Vater sprach, da schüttelte sie sich wie im Fieber vor Grauen und Kummer. Fremde Leute wußten nichts von ihm, da wars gut, daß sie in die Fremde kam. Vielleicht hat sie es verwunden. Der alte Vater, der war tot.

An der Stelle, wo er erschlagen ist, da wächst kein Grashalm, und man kennt sie noch heute genau, oben auf dem dritten Wall.

Nach Jahren kam ein neuer Schloßherr, der be-

hauptete, er hätte das Gut und Schloß gekauft von den Erben, denn der vorige Herr sei tot. Das glaubten die Leute nicht, sie dachten, er hätte das Schloß verkauft und führe wo anders ein fröhliches Leben. Aber eine alte Botenfrau, die hat unweit der Stapelburg einen dreibeinigen Hasen laufen sehen, und als er sie sah, hat er gestutzt, sie haben sich fest angeschaut, und da hat die Frau genau gesehen, daß der Hase im Gesicht dem ersten Herrn von der Stapelburg auf ein Haar ähnelte, und daß es ein Spukeding war.

Und wer da spukt, der ist auch gestorben, denn, sagte die alte Frau, „Bi labenigen Liewe, do spukt einer nich.“ —

10.

Das eingemauerte Kind auf der Harzburg.

Einstmals hatte eine reiche Fürstin, eine Herzogin, ihren Wohnsitz auf der Harzburg. Sie war mild und gerecht, aber damals glaubten die besten und klügsten Menschen an das Spuken und an Zauberei; na, und was gerade wahr oder unwahr ist, das kann keiner wissen.

Ein Stück Mauer war eingefallen und die Herzogin ließ einen Maurer kommen, das Stück auszufüllen; aber der Mann mühte sich vergebens mit dem Bau,

denn es fiel alles, was er baute, wieder ein. Da ging der Maurer zu der Fürstin und sagte ihr, daß ein böser Zauber ihn störe in seiner Hantierung und daß, um diesen Zauber zu zerstören, man ein Kind einmauern müsse an jener Stelle. Nur wenn sich wirklich und wahrhaftig kein Kind fände für Geld, dann dürfe man ein junges Lamm einmauern.

Die Herzogin war des festen Glaubens, daß sich wohl nirgends eine Mutter fände, die ihr Kind hergäbe für Geld, ließ aber umher fragen, ob ein Kind zu haben wär' für einen Beutel voll Gold.

Es lebte in jener Gegend ein liederliches Weib, das hörte lieber Musik und Klingklang, als Kindergeschrei, und obgleich des Weibes kleines Mädchen ein liebliches Wesen war, so war es doch der unnatürlichen Mutter sehr unbequem und als diese hörte von dem Aufgebot der Herzogin, da nahm sie ihr kleines Kindchen auf den Arm und wanderte der Harzburg zu.

Die Herzogin war froh, als sich nicht gleich eine Mutter meldete und hatte schon einem Diener aufgetragen, nach einem Lamm zu fragen drunten in den Dörfern, da kam das Weib, welches ihr Kind verkaufen wollte.

„Und warum verkaufest du dein Fleisch und Blut?" fragte die Fürstin. „Weißt du nicht, was damit geschehen soll?"

„O ja," sagte die Frau, „ich weiß es."

Da ließ die Herzogin das Gold aufzählen und das Weib strich es ein mit fröhlicher Miene, und so schön ihr Gesicht auch war, der Herzogin dünkte es so frech

und roh, wie sie noch keins gesehen, und darum trat sie herzu und schlug voll Wut in dies Gesicht, das sie so ärgerte, dann wandte sie sich und ging davon.

Die Geschlagene stand erst wie versteinert, dann raffte sie ihr Gold zusammen und eilte von dannen, so schnell sie ihre Füße trugen. Die Freude und die Lust am Golde war kurz gewesen, sie hörte fortwährendes Kindergeschrei vor ihren Ohren, und die Ohrfeige von der Fürstin Hand vermeinte sie immer zu spüren. Sie warf sich im Walde hin und weinte laut auf.

Droben aber begann der Maurer sein schauerlich Werk, eine Nische zu bauen für das arme kleine Mädchen; dann reichte er dem Kindchen eine Semmel und sagte, es sollte still sitzen, nun kämen die lieben Engelchen bald und holten es. Da schnabulierte das Mädchen ihre Semmel und die Mauer um sie her wuchs, zuletzt war nur noch ein Guckeloch auf und die Semmel hatte das Kind gegessen, da fügte der Maurer den letzten Stein ein und sagte:

„Schlaf nur, mein Putchen, nun kommen die Engelchen bald.“

Da legte die Kleine den Kopf an die Wand und sagte:

„Semmelchen alle und Guckeloch zu, oh!“ Dann schlief es ein und die Engel holten sein Seelchen in den Himmel.

Der Fürstin aber tat das Herz zu weh ob ihres Zaubermittels, die Burg zu schützen; sie fuhr hinab in

den Wald. Da fand die fürstliche Frau im Moose liegend die unselige Mutter. Als diese die Fürstin gewahrte, lief sie zu ihr, stürzte ihr zu Füßen und bat:

„Gebt mir mein Kind zurück!“

„Komm, komm, wenn's nicht zu spät ist,“ sagte die hohe Frau und nahm die Arme in ihrem Wagen mit hinauf in die Burg. Im Tore begegneten sie dem Maurer, der nach Hause wollte. Er mußte wieder mit hinauf zu dem Kinde, aber als er das Guckl̈öchlein öffnete und nach dem Kinde sah, da war es gestorben. Auf seinem Gesichtchen lag ein seliges Lächeln. Da bat die Mutter um des Kindes Leiche, aber der Maurer verschloß das Loch wieder und sagte, da hätte der Herrgott schon gesprochen.

Die Frau aber warf der Herzogin das Gold vor die Füße und rannte hinab ins Tal und war fortan verschwunden. Wohin sie ihr Gewissen trieb? — Wer sagt es? —

11.

Der Rammelsberg.

Unweit von Goslar stand einst ein Schloß, drinnen wohnte ein glückliches Paar und neben ihnen ein Pärlein, das waren ihre beiden Kinder Ramme und Jutta.

Bei dem kleinen Mädchen hatte eine Fee zu Gevatter gestanden und darum sagten die Leute, das Kind sei so schön wie der Tag, und so lieb wie ein Engel. Hellblondes Gelock wallte von seinem Köpfchen hernieder, und der Körper war zart und anmutig. Der Knabe war ein derber Junge, dem kam jedes Wort aus der Seele, und die Ehrlichkeit leuchtete ihm aus den Augen. Für des Vaters ritterliches Gewerbe war der Kleine von ganzem Herzen eingenommen, und lauschte mit Entzücken auf der Ritter Erzählungen.

Der Vater aber — seinen Namen hat mir keiner können sagen, wir wollen ihn Eckbert nennen — hatte die Welt durchstreift. Auf hohen Bergen hatte er geweilt, worauf früh der erste Morgensonnenglanz fiel, er hatte mit anderen Rittern gekämpft auf der roten, blühenden Heide, er hatte Italiens blauen Himmel gesehen und Galliens Orangenbäume. Das, was er erzählte, klang märchenschön und der Minnesänger, der hier im Schlosse haften geblieben war, der faßte die Mähren des Ritters in Lieder und sang sie den horchenden Kleinen vor.

Nun wandelte dazumal in der Nähe des Brockens eine Jungfrau im weißen Gewande. Viele hatten sie zur Nachtzeit gesehen und ihr Gewand erstrahlte wie Mondlicht. Einst als der Ritter von ernstem Strauß zurückkehrte, droben von der Heide und er über den Brocken heimwärts ritt, hatte er sich etwas von seinem Gefolge verloren. Da ward ihm plötzlich unheimlich zu Mute, es wehte sonderlich um ihn her so kühl und sein Pferd wollte nicht vorwärts.

„Heda Braunliese, hopp hopp mein gutes Tier!“ redete Eckbert auf das Pferd ein, aber es half nicht, es half nicht, daß er dem Tier die Sporen in die Weichen drückte, es stand und zitterte. Da hob Eckbert den Kopf und gewahrte vor sich die weiße Jungfer, in der er die Patin seines Kindes erkannte.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief der Ritter und schlug ein Kreuz, aber die Erscheinung wich und wankte nicht.

„Ich bin gefeit gegen Fluch und Bann,“ sagte die schöne Erscheinung und helles Lachen erklang.

„Was willst du?“ fragte der Ritter.

„Du ritteſt durch mein Wässerlein, darum mußt du mich erlösen. Ob du willst oder nicht, du mußt dich meinetwegen von deinem Weibe und deinem Kinde trennen. Wenn du es tust, bin ich erlöst und die Deinen sollen reich und glücklich sein, deines Sohnes Name aber soll im Harze unvergessen sein für alle Zeiten.“

„Und böteſt du mir die köstlichsten Schätze und der Harzberge rotes Gold, ich lasse von meinem Weib nicht und dich, dich hasse ich!“

Da versank die Erscheinung mit leisem Weheruf und es ward plötzlich so finster um den Ritter her, daß er nicht wußte, ob er weiter reiten sollte. Unter ihm rieselte das Brockenwasser, seitwärts lagen die Klippen und der Sturm heulte, als sollte die Welt untergehen.

„Da müssen wir fest stehen, alte Getreue!“ sagte der Ritter zu seinem Roß, aber das Tier stob davon in langen Sätzen über Klippe und Kiesel, denn lautes Klingen und Bellen und Hetzen erscholl ringsum. Dann schleuderte das Tier plötzlich den Reiter ab und eilte weiter.

Von der Zeit an war Ritter Eckbert verschwunden. Großes Wehklagen und bittre Trauer herrschte im Schlosse, denn wenn der Hausherr und Vater fehlt, ist's öde und unheimlich.

Die Brockenhexe aber, Frau Jutta, erschien von der Zeit an nur selten und wenn sie je einer sah, so hörte er auch von weitem ein gar klägliches Hundegeheul.

Die Sage ging im Land, daß Jutta elf Jungfrauen gefangen hielte in ihrer unterirdischen Burg, daß sie nur die schönsten Mädchen dazu erwähle, und darum hatte Eckberts Frau große Sorge um ihr Töchterchen.

Daß die Brockenhexe ihr den Gemahl gestohlen hatte, ahnte sie wohl, denn sie hatte die werbenden Augen Juttas gesehen, bei der Taufe ihres Kindes, wenn die Fee den Blick auf Eckbert gerichtet. Aber der treue Mann hatte damals fröhlich gelacht, den Becher geschwenkt und Frau Jutta zugerufen:

„Fröhliche Geisterhochzeit, Frau Jutta! Vielleicht ist noch einer über aus ferner Götterzeit, der Euch genügte!“ Aber Frau Jutta hatte weiter die heißen Blicke und lockendes Wort für Eckbert gehabt. Des Ritters Gemahlin hatte stolz dazu gelächelt und dem freundlichen Grußesblick aus des treuen Gatten Augen gern geglaubt.

Nun war Eckbert verschwunden, in Juttas Gewalt, vielleicht verwandelt in unwürdige Gestalt. Ja es waren schlimme Zeiten, als Kobold und Fee, Riese und Gnom eingriffen in menschliches Glück und in menschliches Geschick. Alle Sorgfalt der Schloßfrau half auch ferner nichts; eines Tages war die Tochter verschwunden und alles Suchen vergeblich.

Jutta hatte wirklich den Eckbert verwandelt in einen Hund und wenn er auch an güldener Kette lag, wenn er auch auf Polstern ruhte von spinnwebfeiner Seide, wenn auch das schönste und beste Essen vor ihm stand, er lag traurig da, denn sein menschlich Empfinden war ihm geblieben und seine Augen folgten dem Tun der Hexe Tag und Nacht.

Allmählich aber, wenn Mitternacht heran kam, erhielt der Ritter seine wahre Gestalt, dann saß er am obersten Ende der Tafel, ward geehrt und geachtet wie keiner, aber den Zauber der Verwandlung nahm die Jutta nicht von ihm.

„Wenn du mich nicht erlöset, ehe der Mond noch dreimal wechselt," sagte sie dann einst zu ihm, „so bin ich verloren und auch du."

Zur selben Zeit fing der junge Ritter Ramme Eckbert an, die Schwingen zu regen. Ritterschlag und Wehr ward ihm frühe zu eigen durch Fürstengunst und Hülfe, denn der Verlassenen Schicksal fand Mitleid und Ramme war ein tapfer Herz. Böse Nachbarn hatten aber gezehntet am Waisengut und Bedrängnis ereilte die Frau und ihren Sohn.

Da begann Ramme sein Heil zu versuchen mit den unterirdischen Schätzen. Als einst sein Pferd während fröhlichen Jagdgelages angebunden stand und ungeduldig scharrte, da war unter dem Rasen eine blitzende Silberader zu sehen. Da begann Ramme Eckbert zu wühlen im Berge, er baute und ließ graben, aber allnächtlich stürzte ein, was am Tage gebaut war.

Das war doch zu arg! Ramme und seine Genossen wachten nun des Nachts und siehe, elf Jungfrauen mit goldnen Hämmerlein in den Händen traten an das Bauwerk und zerstörten es vollständig, und als die wachenden Ritter herzu sprangen, die lieblichen Räuber zu fangen, da flatterten die Mädchen wie fliegende Tauben hinweg, verfolgt von den drei jungen Rittern. In den offenen Berg hinein liefen die Fliehenden und eilig folgten die Männer. Auf einmal standen sie in einem großen Schlosse, weiße Treppen von Silber führten hinauf in dem unterirdischen Bergschlosse und hinab in gähnende Untiefen. Diamanten funkelten und warfen blendende Lichtstrahlen und in riesige Säle führten die metallenen Pforten. Wie eine Furie aber stürzte die Brockenhexe den Rittern entgegen, lautes Hundegeheul erscholl und die Jungfrauen eilten treppaufwärts. Da sah die letzte sich um, der Blick aus Rammes Augen traf den ihren und es war Jutta, die geliebte, verlorene Schwester.

„Was wollt ihr hier in meinem Reiche?“ herrschte die Brockenhexe die Ritter an.

„Die Erde ist des Herrn und was drinnen ist,“ sagte laut der Ritter Ramme. Da schwiegen die Hunde, die Hexe trat zurück, winkte und siehe, eine lange Reihe wackrer Zwerglein trippelte herbei. Sie brachten Teller und Becher und Speisen und Wein, nötigten freundlich und herzlich, so daß die Ritter nicht widerstehen konnten sich niederzulassen am gastlichen Tische.

Die Brockenhexe war ein herrliches Weib, jungfräulich und schön im blütenweißen Gewand und die Ritter waren erstaunt ob der lustigen Jutta. Aber sie reichte Ramme den Becher und rief:

„Trinket, Herr Ritter, vom Bergwein, der im unterirdischen Garten gewachsen. Sehet da!“ Es tat sich ein silbernes Tor auf, da blickten die Ritter in einen hellen großen Garten voll der edelsten Früchte und Blumen. Dicht an dem Hause aber stand ein Rosenstrauch, daran blühten elf prachtvolle Rosen, die schaukelten sich im Lufthauch und Ramme schien es als sängen sie: „Trink nicht aus dem Becherlein, Gift ist in dem süßen Wein.“ Da schlug das Gartentor zu. Jutta machte ein bitterböses Gesicht und trank den Wein nun selbst.

Was Menschen schadet, schadet Geistern nicht. Von der Decke aber hernieder lachten liebliche Bilder und es klang zart und süß hernieder: „Magst nun herrschen recht und fest, denn die Macht ist ihr gebrochen; zweimal ist ihr Geisterhoffen und ihr böses Tun zerstört. Siegst du noch ein einzigmal, ist vorüber meine Qual.“

Da verlöſchten die Lichter im Saal, die Hunde heulten wieder laut und die Geſtalt der Brockenhexe huſchte droben an der Decke hin und her in eiligem Fluge, ſchwefliges Dämmerlicht verbreitend. Die Gäſte ſuchten nach dem Ausgang, der war aber nirgend zu finden, da legten ſie ſich nieder, befahlen ihre Seele dem Höchſten und ſchliefen trotz Hundegebell und dem zornigen Geſang der Jutta ſanft ein.

Viele Wochen und Tage blieben Ramme und ſeine Genoſſen im Bergſchloſſe und ſchon hatten ſie die Furcht, daß es ihnen ergehen würde, wie ſchon ſo vielen, hunderte von Jahren vergehen und die Erlöſung erſt käme am letzten ihrer Lebenstage. Den Hund aber machte die Hexe nicht ein einziges Mal mehr frei, ſeit die jungen Ritter im Bergſchloſſe wohnten.

Dieſe wurden gehegt und gepflegt und die Brockenhexe war eine freundliche Schloßherrin für die Gäſte, aber Ramme hatte Sehnſucht nach ſeiner Mutter und auch ſonſt nach dem, was er liebte und gewöhnt war und die andern beiden Gefangenen hatten daheim Weib und Kind. Aber wenn ſie die Jutta fragten, ob ſie nicht öffnen wollte, ſchüttelte ſie das Haupt und ſagte: „Einer von euch ſoll mich erlöſen, denn ich habe ſchon lange Zeit auf Erlöſung geharrt.“

Aber die Brockenhexe verlor ihre Schönheit und Jugend täglich mehr und als ſie ſich einſt ſpiegelte im Kriſtall, da ſagte ſie erſchrocken:

„Wenn ich heut nicht eile aus meinem Brunnen zu trinken und mich im Teufelsbecken zu waſchen, dann muß ich ſterben.“

Eilig huschte sie hinaus aus dem Bergschloß und die Ritter saßen im Silbersaal, sahen sich trübselig an und wußten vor Langeweile nicht, was sie anfangen sollten.

Zu kannengießern gab es da drunten nichts, denn ob der Kaiser in Deutschland sei, wußten sie nicht einmal. Sie wußten auch nicht, wie lange sie schon im Berge weilten.

Da fing der große schwarze Hund, der an güldner Kette lag, leise zu knurren an. Die jungen Ritter sahen sich um und plötzlich standen im Saale die elf Jungfrauen.

Die schönste von ihnen eilte auf Ramme zu und er hatte sein Schwesterlein vor sich. Sie war es wirklich, gab ihm die Springwurzel, welche bisher sorgfältig von der Zauber-Jutta gehütet ward und sagte:

„Schnell, schnell sprenge das Tor und die Kette des großen Hundes!“ Da hielt Ramme die Wurzel an die Silberwand, das Tor flog auf und das helle Tageslicht überflutete das glänzende Weiß der Halle.

Der Hund aber riß wie toll an seiner Kette und als Ramme die Springwurzel an die gülbene Fessel legte, sprang die Kette mit donnerähnlichem Krach auseinander. Vor den erstaunten Rittern stand plötzlich Eckbert und der Hund war verschwunden.

Heulend flog Jutta herein, doch ehe sie ein Wort herausbrachte, hatte ihr Eckbert den Kopf abgeschlagen.

Fröhlich zogen die Ritter heim zu den Ihrigen. Wo die andern zehn Jungfrauen geblieben ſind, kann ich nimmer verraten. Der eine ſagt im Kloſter, der andere, ſie wären verſteinert. Jutta Eckbert zog heim mit den Ihren.

Noch heute iſt man dabei, die Schätze der Zauber-Jutta zu heben, denn tief, tief in den Berg hinein ragte das herrlichſte Silber. Der Berg aber heißt noch heute der Rammelsberg.

Das große Becken aber, welches jeder Fremde in Goslar anſtaunt, das iſt aus der Halle des Bergſchloſſes genommen und nach Goslar geſchafft.

12.

Der große Chriſtophorus und die Schneider.

Es war einmal ein Rieſe, der war ſo ungeſchlacht und klobig, daß manch kleiner Menſch des Rieſen Fuß für einen Hügel anſah und anfing, daran empor zu klettern, na die Purzelei mag nicht ſchlecht geweſen ſein, wenn der Rieſe den Fuß hob zum Weitergehen.

Dieſer Rieſe hieß Chriſtophorus und war der größte Eſſer ſeiner Zeit. Am liebſten trieb er ſich im Harze herum, denn da wohnten doch am längſten noch Rieſen und jeder hält ſich gern zu ſeines Gleichen. Was er immer mag gegeſſen haben, das iſt ungewiß, aber das ſteht feſt, wenn er ſich an ein Rübenfeld ſetzte, brauchte kein Menſch und kein Gnom nachher zu zählen, denn die Rüben waren dann verputzt mit Stumpf und Stiel.

Das wär ſolche Abladeſtelle für manchen Suppenkaspar, wenn er vor gar zu vollem Teller ſitzt und meint, wenn er den abäße, da müßte er ſchlucken ohne Ende. Aber Chriſtopher lebt nicht mehr und ſeine Herrn Kollegen von der Landſtraße kommen ſtets, wenn man die Suppe herunter gewürgt hat.

Einſt hatte der Chriſtopher auch Mahlzeit gehalten, ruhte im Graſe, es war da, wo nachher Goslar hingebaut iſt. Da kommen ſechs Schneider des Weges daher, erzählen von ihren Heldentaten und der eine ſagt, er hätte von ſeinem Meiſter Zeug zu 'ner Weſte geknipſt; ſagte der andere: Kollege, das is gar nix, ich hab's zu ein paar Hoſen, gelb und grün geſtreift, modefarben; zeigt der dritte Zeug zum Rock und damals waren viele Ellen Zeug zum Rock nötig, da lachte der vierte, zeigte Hoſe und Weſte fertig und ſagte: Der Meiſter weiß nichts. So hatte der fünfte Zeug zum ganzen Anzug und der ſechſte hatte dasſelbe und dazu 'ne große Rolle Zeug. Und das blätterte er auf und die Schneider johlten über ihren dummen Meiſter und die Flaſche kreiſte bis ſie leer war und die Schneider müde.

Schau, da liegt Christophors Säbelscheide, da meinen sie, das sei 'ne große tiefe Höhle, machen sich ein Lager aus des sechsten Zeugstück (an die hundert Ellen) und da kriecht einer nach dem andern hinein und sie schnarchen, daß Christopher aufwacht und denkt, es sei ein Bienenschwarm in der Nähe.

Na nu! meint der Riese, muckst und druckst, kriegt den Säbel gar nicht in die Scheide und wie er drauf schlägt geht's wohl, aber etwas klamm und es quiekt in der Scheide. Da zieht der Riese den Säbel heraus und da sieht er, daß er sechs Schneider aufgespießt hat.

M! m! m! sagte Christopher, denn das tat ihm doch leid, aber schließlich meinte er doch: Na, es gibt ja noch mehr Schneider in der Welt. Hei! jetzt entdeckte er das lange Stück Zeug. Dunner Mohren, ja, ja, dachte da der Riese, das ist ein Staatsfußlappen, zog das Zeug heraus, riß es in der Mitte durch und wickelte beide Hälften um seine Füße.

13.

Die drei Schwestern am Hahnenklee.

Drei Schwestern in Andreasberg hatten jede einen Bräutigam. Die erste hieß Sophie und hatte einen Jäger, die zweite hieß Annelieſe und ihr Schatz war ein Soldat, die dritte aber hieß Lenchen und ihr

Liebster war ein Bergmann. Alle drei Brautpaare waren aber so arm, daß sie ans Heiraten fürs erste noch nicht denken konnten.

Einmal saßen die drei Mädchen mit ihren Burschen in der Spinnstube und da waren alle jungen Leute aus dem Ort zusammen. Sie plauderten und neckten sich und zuletzt kamen sie auf die Venediger und Geister zu sprechen, dabei sagte Lenchen:

„Wenn mir nur mal einer begegnete und wenn's Frau Holle selber wäre, ich tät alles, was sie verlangte, wenn sie es nur bezahlte, damit wir nicht mehr so sehr arm wären."

„Dir kann geholfen werden," antwortete ein junges Mädchen. „Heute ist Johannisnacht, wenn da drei Schwestern mit ihren Spinnrädern nach dem Dreijungfernbusch gehen und da auf dem Kreuzwege rufen: Frau Holle! da kommt sie und gibt einem, was man nur haben will. Aber man muß folgsam sein, wenn sie etwas verlangt."

Das ließen sich die drei Schwestern nicht umsonst gesagt sein, sie brachen früher auf, als die andern Mädchen, sagten ihren Liebsten eiligst Lebewohl, nahmen ihre Spinnräder und trollten in das Gebirge hinaus. Je näher sie aber an den Kreuzweg kamen, desto banger wurde ihnen ums Herz und desto mehr zögerten die beiden ältesten, aber sie schämten sich vor Schwester Lenchen, welche mutig darauf los schritt, und so folgten sie ihr auch.

Goslar: Markt mit Kaiserworth.

Bis an den Kreuzweg hatte keine der Schwestern ein Wort gesprochen, hier angekommen aber riefen sie laut: „Frau Holle!“ Da wurde es tiefdunkel ringsum, der Donner rollte dumpf über den Wald hin und von weitem zeigte sich ein bläulicher Lichtschein, der immer näher kam. Die Mädchen klammerten sich aneinander und klapperten vor Furcht und Angst mit den Zähnen.

Richtig! Es war Frau Holle. Aber nicht schön und holdselig war sie von Angesicht und Gestalt, sondern höckrig, langjährig und tiefäugig.

„Warum ruft ihr mich?“ fragte sie. Da trugen die Mädchen ihr die Bitte vor, sie reich zu machen, damit sie heiraten könnten. Dazu lachte Frau Holle. Sie meinte:

„Wenn ihr euch was verdienen wollt, soll euch der Lohn nicht fehlen. Faule Leute seid ihr sicher, denn wer da arbeitet, der hat, was er braucht. Hier ist Gefäß und Sand, hier ist Wisch und Tuch. Wer mir mit hilft den Hahnenklee zu scheuern, der soll's nicht bereuen.“

Die ältesten Schwestern lachten, denn der Hahnenklee ist ein ziemlicher Felsen und Splitter und Höcker gabs dabei sicher in Menge! Darum zogen sie ab mit ihren Spinnrädern, versuchten vergebens Lenchen mit fortzuziehen und johlten und sangen ihre Furcht weg. Als der Tag graute, lagen sie schnarchend daheim in ihren Betten. Sie hätten glauben können, alles wäre ein Traum gewesen, hätte nicht Lenchens Bett unberührt gestanden.

Lenchen ergriff, als die Schweſtern gegangen waren, mutig den Scheuertuͤben mit Waſſer, ſchaute nicht links noch rechts, kletterte auf den Felſen hinauf und ſcheuerte die Felskuppe, ſo gut ſich's tun ließ. Dann ſagte ſie Frau Holle guten Morgen, nahm ihr Spinnrad zur Hand und wanderte vergnügt nach Haus. Sie mußte ſelbſt lachen über ihr Abenteuer. Statt Geld und Gut zu erhalten, hatte ſie ſich müſſen quälen und nun —? Leere Taſchen wie zuvor.

Vater und Mutter ſchalten tüchtig, meinten ein Mädchen gehöre ins Haus zur Nachtzeit und mit Geiſtern laſſe man ſich überhaupt nicht ein. Aber diesmal hatte das dumme gutmütige Lenchen doch das rechte getroffen, denn die Schweſtern entzweiten ſich beide mit ihren Liebſten in den nächſten Tagen. Da wurde Lenchens Schatz bange, er könnte mit Lenchen auch auseinander kommen und drang darauf, ſo arm er auch war, Lenchen mußte bald ſeine Frau werden.

Das Spinnrad ward nimmer leer vom Flachs, ſoviel die Braut auch ſpann, dadurch wurde ſie immer fleißiger und die Schweſtern immer fauler. Sie ſind ein paar alte Jungfern geworden, ſoviel ſie auch trachteten, einen andern Bräutigam zu bekommen.

Als man nun an Lenchens Hochzeitstiſche ſaß, guckte plötzlich Frau Holle über den Ofen weg, reichte eine ſilberne Lade voll Andreasberger Taler herüber und ſagte: „Reicht das der fleißigen Magd!“ Da hatte Lenchen und ihr Bräutigam einen guten Anfangsgroſchen.

Wenn nun ein Mädchen in jener Gegend keinen Mann finden kann, da sagt man: „Sie muß den Hahnenklee scheuern.“

Ich glaube aber, es hilft nur ür Andreasberger Mädchen.

14.

Lautental.

„Nimm die Schuh besser in Acht,“ warnte Frau Elster ihren Jungen, der sich eben rüstete, um nach dem Pochwerk zu gehen.

„Ja, Mutter, wie soll ich das machen. Die Brocken vom Gestein liegen auf der Erde, ich muß drauf herum treten die ganze Schicht durch und barbeinig dürfen wir nicht gehen der Splitter wegen —

„Na so'n Lamento,“ schalt Frau Elster. „Junge, wenn ich bloß wüßte, woher du das Mundwerk hast.“

„Ein fauler Baum“ — lachte der Junge und wollte ein Bibelverslein zitieren, aber er hielt es für geratener, Reißaus zu nehmen und eiligst nach dem Pochwerk zu laufen.

Der Knabe war nicht bösartig, aber eine tolle Neckluft regte sich in seiner Seele und es war ihm ganz gleich, ob er Pastor oder Bergmeister, Pochsteiger oder Vater vor sich hatte. Naseweis! das war der

große Name, den er sich errungen hatte und wär er nicht gar so geschickt und fleißig gewesen, er wäre längst vom Pochwerk gewiesen und von den Eltern in die Fremde gejagt. Aber der Junge war gut. Wo ein Schwacher dem Stärkeren unterlag, war er zu Hülfe und Schutz bereit, wo er ein alt Mütterchen sah eine Last tragen, da nahm er die Bürde, um sie selbst zu tragen. „Fehler hat ein Jeder," sagte Frau Elster.

Pfeifend sprang der Knabe dahin, seine Tasche mit Mundvorrat flog wie ein Sommervogel auf und ab. Halt! Noch wars nicht sechs Uhr, die Innerste, der kleine Waldstrom, plauschte gar zu lockend. Der Junge zog die Strümpfe und Schuhe aus und steckte die Beine ins Wasser. Pansch, pansch! Das kühle Wasser spülte über die Füße hin, schub eine Forelle, hui! Ein Krebs. Der hätte sollen zufassen.

Hä hä! lachte es plötzlich neben dem Pochjungen. Ein Zwerglein hatte des Knaben Schuhe und Strümpfe angezogen und tanzte wie toll und besessen damit umher. Der lange Bart des kleinen Kerlchens hakte sich fest im Schuh und zwickte den Kleinen. Der zog das Ungetüm aus und befreite den Bart, pflückte Farnkraut, spielte damit in der Luft umher, murmelte einige Worte und fort war er. Aber die Schuhe tapsten und die Blätter vom letzten Winter, die da lagen, rauschten. Der Junge bat beweglich: „Gieb mir meine Schuhe wieder, meine Eltern sind arm, ich verdiene noch wenig."

„Schau, du kannst auch bitten?" lachte die Zwergenstimme. „Ich dachte, du könntest nur narren und necken."

„Na weißt du, wenn ich an Mutters Keifen denke, wenn ich barbeinig nach Haus komme, da grauſt's mich."

„So, ſo?" lachte Zwerglein, „ich fühl' mich aber ſo wohl in deinen Schuhen, daß ich ſie nicht miſſen kann. Weißt du was, vielleicht findeſt du ein paar andere Schuh und auch ein paar Strümpfe." So ſprach er und kein Wort mehr und der Junge hörte ihn von dannen ſtampfen.

„Fahrt wohl," hätte der Pochjunge geſagt, hätte er ein wenig großſtädtiſche Bildung gehabt, ſo aber hat er vielleicht „verflixter Bengel" oder ſo ähnlich geſagt und iſt hinter dem Zwerglein drein geſprungen. Ja — heidi — wohin? Weg war der Zwerg, weg die Schuhe und weg die Strümpfe. Kein Laut war hörbar außer dem übeln Gegluck der Lachtaube.

Der Junge ging traurig zurück, aber als er an das Ufer der Innerſte kam, dahin, wo er ſein Fußwerk gelegt, lagen ein paar Goldſchuh und ein paar Silberſtrümpfe.

Da hat des Knaben Mutter nicht geſcholten, als er eiligſt heimkehrte, ſie hat ihm ſeine Sonntagsſchuh geholt und ihre weißwollenen Kirchſtrümpfe. Dann eilte der Junge nach dem Pochwerk, da ſagten die andern Pochjungen, er wäre ja geputzt wie ein Graf, ſo was ließen ſie nicht aufkommen und damit haben ſie ihm eine Tracht Prügel aufgezählt. Die hat er genommen und gedacht: „Heute mir, morgen dir. Wenn der nächſte Schläge kriegt, helfe ich ihm doch davon."

Der Junge ist ein Pochsteiger geworden, — denn er hatte es ja dazu. Aber, einen Zwerg — hat er keinen wieder gesehen.

15.

Spar die Müh'.

Bei Lautental gibts einen Stollen, der führt den sonderlichen Namen „Spar die Müh'."

Drinnen im Felsgestein lebten Zwerge, kleine neckische Leutchen, die so fröhlich waren, wie ihre Vettern, die Kobolde.

Sie lebten in bester Freundschaft mit den Leuten aus Lautental, und wenn sie auch hier und da einen Schabernack ausübten, da machten sie es wieder gut durch Gefälligkeiten und Geschenke; diese kamen stets in Zeiten der Not oder Verlegenheit und waren dann doppelt willkommen. Hatten die Lautentaler eine Hochzeits- oder Kindtaufsfeier, waren die Zwerge da als unsichtbare Gäste, denn sie trugen dann ihre Nebelkappen, aber sie ließen sich die Speisen der Menschen trefflich schmecken; dafür aber standen auch Schüsseln voll trefflichen Braten und Kuchen auf dem Tische, von denen keiner wußte, woher sie kamen.

Wenn aber die Kindtaufsmutter am Abend ihren Täufling baden wollte, da klingelten Goldstücke aus den

Aermeln und Windelhöslein und vor den Fenstern kicherten die Erdmännchen und hüpften dann hinein in ihre Felswohnung.

So gingen viele Jahre in Frieden und Freundschaft hin, die Zwerge fühlten sich glücklich dabei und die Menschen hatten großen Nutzen und gutes Auskommen.

Da kamen Venediger in die Gegend, die wühlten und gruben, suchten und forschten nach Gold. Diese Goldsucher hörten von den Geschenken der Zwerge und beschlossen, die Zwerghöhlen zu plündern. Sie dachten, wo Geschenke herkommen, muß viel Gut sein. Die Zwerge aber hatten ihre Horcher, denn sie waren ein neugieriges Völklein, denen die fremden Männer gar nicht gefielen. So hörten sie denn auch von den Anschlägen der Schatzgräber und lachten darüber, denn die Erdgeister sind sich ihrer Macht wohl bewußt.

Eine Frau aus Lautental hatte besonders viel Freundlichkeit von den Zwergen erfahren, darum wurde sie auch besonders von den Venedigern ausgeforscht und das schwatzhafte Weib sagte, was es irgend wußte, verriet auch den Habgierigen die Eingänge der Zwerghöhlen. So zogen die Männer denn hinaus, hackten und bohrten, wollten graben und wühlen, aber eisenfestes Gestein machte alle ihre Mühe und Arbeit umsonst, nirgends konnten sie weiter in die Felsen eindringen als einige Fuß. Endlich schien es, als gelänge es, einen Stollen zu schlagen. Triumphierend jubelten die Venediger. Weiter und weiter gedieh die Arbeit, tiefer

und tiefer ward der Stollen und nach einigen Wochen waren sie wirklich schon tief in den Felsen eingedrungen. Da aber hörte aller Erfolg auf. Alle Arbeit war unnütz. Kein Bröcklein ging los vom Gestein und die Männer wurden immer verdrießlicher und ärgerlicher, aber das half erst recht nichts.

Eines Morgens gingen die Fremden wieder an ihr saures Tagewerk, wollten mit Gewalt durchsetzen, die Schätze der Felsen herauszuholen, da hörten sie fortwährend um sich her Gekicher und Gelächter, einer schalt auf den andern über das Lachen und doch wollte keiner gelacht haben. Es kam zu Prügeleien, aber immer toller ward das Lachen. Es polterte drinnen im Berge, als rollten große Felsblöcke einher und so war es auch.

Die Zwerge wälzten das härteste Gestein dahin, wo die Männer arbeiteten. Die Hacken und Picken zerbrachen eher, als daß der Stollen sich auch nur um ein Bröcklein vergrößert hätte. Von allen Seiten aber tönte den Venedigern der Ruf entgegen: „Spar die Müh'! Spar die Müh'!“

Da merkten sie den Zorn und Widerstand der Zwerge und zogen ab.

Die Lautentaler Frau aber, welche bis dahin viel Wohltaten von den Zwergen erhalten hatte, kam bald darauf in große Not und Sorge. Sie hatte aber das feste Zutraun auf die Hülfe der Zwerge und ging hinaus an die Stelle, wo sie die kleinen, freundlichen Geister so oft getroffen und um Hülfe gebeten hatte. Sie rief:

Zwerglein klein,
Komm erſcheine,
Sei mir hold,
Bring' mir Gold,
Bring' mir Kuchen,
Bring' mir Brot,
Muß dich ſuchen,
Habe Not!"

Kein Zwerg ließ ſich ſehen, nur der Ruf erklang: „Spar die Müh'!"

Da wußte die Frau, was ſie angerichtet hatte mit ihrem Geſchwätz und ging traurig zurück nach Lautental. Aber die Zwerge hat man nicht wieder geſehen.

16.

Wildemann.

In einem tiefen dunkeln Tale, welches rings umgeben war von tannenbewachſenen Bergen, lebten vor langer, langer Zeit ein paar Menſchen, Mann und Frau. Wo ſie herkamen, hat man nie erfahren; ob ſie Nachkommen der Harzrieſen waren, ob ſie aus fernen Landen hergewandert, wer ſagt es?

Das einſame Tal war ihnen zur Heimat geworden. Sie hauſten in einer Höhle, aßen Beeren, Wurzeln und Wild, kleideten ſich in Buſchwerk und Moos. Das Wild erſchlug der Mann mit einem Tannenſtamm, das war ſein Wehr und Waffe.

Aber auch in das dunkle einsame Tal kamen Leute. Sie suchten nach Erz und anderem Metall, das Gebirge barg solches in Menge, und so ward Stollen für Stollen durchforscht nach dem Reichtum der Tiefe. Das störte die Geisterwelt, die bis dahin im Harzgebirge unbehelligt ihr Wesen getrieben hatte, aber es störte auch unsere beiden wildlebenden Leute. Sie flüchteten am Tage in ihre Höhle und nur des Nachts wagten sie sich in den Wald, ihre Nahrung zu suchen. Stets jedoch ängstigte sich die Frau davor, entdeckt zu werden, und ihre Furcht war nicht unbegründet.

Als die Bergleute eines Morgens die großen Fußtapfen des wilden Mannes gewahrten, durchsuchten sie eifrig das Tal, paßten Tag und Nacht auf und siehe, als sie einst des Nachts auf der Lauer lagen, gewahrten sie den Riesen, der, von der Jagd kommend, einen erschlagenen Bären auf der Schulter trug.

Der wilde Mann war an die Nacht gewöhnt und sein Auge scharf genug, die Späher zu entdecken und wie sich die Verfolger auch mühten, er entkam. Aber nun wußten die Erzsucher, wo seine Höhle war und nur kurze Zeit währte es, da hatten die habgierigen Menschen seiner Freiheit ein Ende gemacht und der Wilde wurde gezwungen, als Bergmann zu arbeiten. Aber er aß und trank nicht und immer ruhte sein Auge mit Wehmut auf dem Felsen, in dessen Nähe seine Höhle war; man frug ihn nach Erz, aber er antwortete nur mit höhnischem Lachen; nach kurzer Zeit starb er. Seine Frau aber war und blieb verschwunden.

Vergebens hatte man bisher in dem Tale des wilden Mannes geschachtet, immer kam nur Stein auf Stein zu Tage, als man aber die Stelle untersuchte, auf welche der Gefangene so oft geblickt, da stieß man auf reiche Erzlager und nannte die erste Grube: „Der wilde Mann.“

Aber der wilde Mann war doch mit großem Groll und Aerger gestorben, denn noch lange hat er in dem Berge gespukt und gehaust. Gar viele haben ihn gesehen, so wie er abgebildet ist, mit großem Tannenstamm in der rechten Hand, mit gewaltigem, struppigen Bart und krausem wirren Kopfhaar. Um die Hüften trug er einen Schurz von Reisig und Moos. Sein Andenken ist erhalten bis auf den heutigen Tag, denn es bauten sich Bergleute an in dem Tale und man nannte den Ort: „Wildemann.“

17.

Die Moosweiblein.

Der wilde Jäger ist ein rechter Störenfried, das wird keiner bestreiten, der ihn gesehen und gehört hat. Wer ihn nicht gehört, der kann überhaupt nicht mitreden, der hört eben bloß zu.

Die Zwerge und Elfen, die Hexen, alle laufen dem wilden Jäger nach und erhöhen seinen Lärm und Unfug.

Einesteils fürchten sich diese Wesen vor ihm, anderenteils aber steckt zu viel von der satanischen Lärmlust in ihrem eigenen Wesen und sie können nicht widerstehen, sie ziehen mit.

Abseits von dem Spuk hielten sich von jeher die Moosweiblein. Die letzten, von denen man weiß, haben bei der Bergstadt Wildemann gewohnt in einer Moos-hütte. Kaum drei Spann hoch waren diese Weibchen. Sie webten sich grüne Kleidchen von Moos und hatten Hütchen von Moos auf den Köpfen. Gar niedlich und zierlich sahen sie aus und sie trippelten immer sehr eilig herbei, wenn jemand in die Nähe kam, um ihre Hülfe zu erbitten für Krankheit oder sonstige Not. Die Moos-weibchen waren reiche Leutchen und sie waren auch nicht geizig. Das einzige, was sie verlangten, war, daß der, welchem sie ausgeholfen hatten, ein Kreuz in die Rinde eines Baumes schnitt. Ueber solches Kreuz waren dann die Moosweibchen sehr glücklich und bedankten sich vielmal dafür.

Der wilde Jäger, seine Tutursel und das ganze Gefolge dieser Höllenherrschaft mögen nämlich kein Kreuz leiden. Sie fliehen mit tobendem Gebrüll vor dem heiligen Zeichen und so waren die Weiblein geschützt vor den Unholden.

Eine arme Witwe in Wildemann nährte sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit und ihr einziger, fleißiger Sohn sollte ihr genommen werden, um Soldat zu werden. Hätte sie Geld gehabt ihn loszukaufen, da hätte es nichts zu sagen gehabt, so aber war keine

Aussicht für den Burschen frei zu kommen. Betrübt saß er mit seiner Mutter in der kleinen Stube und als sie nun so überlegten, sagte der Sohn:

„Wettst de wat, Mudder? Eck geh na de Mooswiebchen, dä mötten meck hülpen.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „dä sallen ook jeden hülpen. Wo sall dat herkummen? Veel wird ook all!“

„Na eck ga hen!“ sagte der Bursche und richtig, am andern Morgen ging er nach der Mooshütte und klopfte bescheiden an.

„Herein!“ riefen alle Weibchen, der Bursch kauerte sich nieder, steckte den Kopf in die Hütte (er war viel zu groß um einzutreten) und sagte sein Anliegen. Da trippelten alle die Weibchen herbei und bedauerten ihn und sagten, er solle Spaten und Sack holen von zu Haus und ihr Gärtchen umgraben. Das Gärtchen war nur klein und es standen im Sommer seltsame Blumen darin, die man sonst nirgends sieht. Der Bursch sah sich die Weibchen ordentlich an und da entdeckte er dann, daß sie samt und sonders Gänsefüßchen hatten. Es wollte ihm fast gruseln, aber die freundlichen, gutmütigen Gesichtchen der kleinen Frauen sahen nicht bösartig aus, sondern erweckten sein volles Vertrauen. Sie zeigten ihm den Garten und als er fortging, sagten sie noch:

„Lies alle harten Stücke in deinen Sack und sprich kein Wort bei der Arbeit.“ So holte sich der Bursch denn Spaten und Sack und machte sich stillschweigend an seine Arbeit. Klirr! Bei jedem Spatenstich kamen

silberne, schwere Talerstücke zu Tage und der Bursch mußte sich oftmals bücken, die harten Stücke in seinen Sack zu werfen.

Ein Moosweiblein schritt vorüber, nickte dem Fleißigen freundlich zu und legte bedeutsam den Zeigefinger auf den Mund.

„Ek sall still schwiegen," dachte der Bursch, lachte das Weibchen freundlich an und nickte. Die Mutter daheim saß an ihrem Spinnrad. Da packte sie plötzlich eine wilde Angst um ihren einzigen Sohn. Eilig lief sie der Mooshütte der Weiblein zu und sah mit Staunen die seltsame Ernte ihres Jungen.

„Mudder!" rief der Bursch, „sieh doch dä vielen Talers!" Da — da hörte das Ernten auf. Der dankbare Mensch grub das Stücklein Garten zu Ende, aber kein einzig hartes Stück kam mehr zum Vorschein. Die Beiden trugen ihren Talersack nach Haus und siehe, aus allen Büschen kicherte es und viele Moosweiblein trippelten an ihnen vorbei. Alle kicherten und lachten und die Mutter und ihr Junge lachten auch. Das konnten sie auch, denn der Inhalt des Sackes half ihnen aus all ihren Sorgen für ihre ganze Lebenszeit.

Die guten Moosweibchen waren allbeliebt und gar manchen hungernden oder verirrten Wanderer haben sie zurecht gewiesen und gesättigt, aber auch ihre Stunde schlug, in welcher sie vertrieben wurden. Ein fremder Bergmann kam nach Wildemann, der hörte von der Freigebigkeit der Moosweiblein. Ihre Freigebigkeit ärgerte ihn, weil er einen bösen neidischen Charakter

hatte. Er beſchloß, alles Beſitztum der guten Weibchen an ſich zu bringen und ging hinaus. Aber die Weiblein weigerten ihm die Herausgabe ihrer Habe. Da zerſtörte der Böſewicht die Mooshütte der Aermſten und riß alle Bäume mit den Kreuzen heraus. Die Mooſsweiblein entflohen und keiner weiß wohin.

18.

Der Bergmönch.

Im Harze droben, wo die kleinen wilden Bergſtröme durch Felswand und Wieſe ſich toſend zwängen und ſchlängeln, wo Felsklippen aufragen wie Feſtungstürme, ſind die Sagen noch immer zu Haus.

Mag der Kluge lächeln und der Aufgeklärte ſich blähen mit ſeiner Weisheit, Zauber ſteckt in den Sagen und Märchen und wer dran hängt, dem iſt's ein Segen, denn er mag gern andres denken, als den Stab zu brechen über ſeine Mitmenſchen.

War auch ſo ein Neunmalklug droben, ein Bergmann, der lächelte über die Sage vom Bergmönch.

„Iſt mir noch keiner erſchienen!“ ſagte er leichtſinnig, „muß mein Unſchlitt kaufen und muß mich quälen Tag- und Nachtſchichten durch. Mir kann der Bergmönch den Buckel hinaufſteigen! Ich glaub' nicht dran.“

Solche Reden führte der Bergmann Sieben stets im Munde und wie er in dieser Sache klug sprach, so war er in jeglicher Sache als Prahler bekannt.

„Na du," sagte ein junger Bergmann zu dem alten Junggesellen, „na du, schweig lieber ganz von dem Bergmönch. Es könnte sein, hier kämst du mit deinem losen Mundwerk an den Unrechten."

Sieben war die rechte Hand (wie man zu sagen pflegt) vom Steiger Kalvör. Wo einer der Mitarbeiter einen Fehler beging, oder ein Wort sprach über die Vorgesetzten, der konnte sicher sein, daß es der Sieben dem Kalvör brühwarm überbrachte.

Daß der junge Bergmann so dreist und frei zu ihm geredet hatte, war dem verwöhnten Sieben als eine große Frechheit erschienen. Er hatte auf den jungen Mann überhaupt einen großen Haß, denn da war des Siebmachers Seiler einzige Tochter, auf die hatte der alte Bursch ein Auge geworfen, und das Mädchen wieder mit ihren achtzehn Jahren mochte den jungen frischen Mann, den Schlegel, wohl lieber leiden als den hohen Funfziger.

Freilich hatte der alte Sieben Taler auf Taler gehäuft und sein Häuschen war schuldenfrei, aber — Jugend gehört allein zur Jugend und dem hübschen Aennchen mit ihrem rotbäckigen Gesicht war's nicht zu verdenken, wenn sie sagte:

„Mehr als sich satt essen, kann keiner und wenn ich mein Geld hinzubringe, werden der Wilhelm und ich auch nicht hungern. Wir sorgen eben miteinander."

„Der Sieben ist in seinen besten Jahren," meinte der alte Seiler.

„O ja!" lachte lustig Annchen, „so ganz nahe der Sechzig, dann marschiert er auf die Siebenzig los und ich auf die Dreißig. Dann bin ich eine Witwe und — Weiber haben zähes Leben, dann kann ich fünfzig Jahr allein sitzen wie die Muhme Spälter."

Die Anne hatte nicht so unrecht, aber der alte Freier machte ein saures Gesicht, als ihm Seiler die Antwort brachte. Er schwur dem jungen Paare blutige Rache, und vor Zorn quollen ihm seine rotrandigen Augen fast aus dem Kopfe.

Alle Sonnabend Abend wurde die Schicht gewechselt und der Lohn gezahlt.

Es paßte fast stets, daß die beiden Gegner Sieben und Annchens Schatz einander begegneten im Zechenhause. Eines Abends, als Sieben zu Tage wollte, fuhr der Hund hernieder und Kalvör saß mit Wilhelm darin. Der Steiger fragte Sieben nach der Ausschachtung des Tages über und Sieben berichtete erfreut von dem guten Gelingen.

Da polterte es plötzlich hinter den beiden und ganz kreideweiß starrte ihnen Wilhelms Gesicht entgegen.

„Der Bergmönch!" stammelte er. Im selben Augenblicke verlöschten die Unschlittlichter und tiefe Finsternis umgab die Leute. Aus dem seitlichen Gange her kamen andere Bergleute. Sieben suchte nach seinem Schachteimer, um die letzten Erzstücken zu den andern zu schütten. Der Eimer aber war leer.

„So!“ brüllte wütend Sieben, „das war der Bergmönch? Hund, du haſt noch keinen Fäuſtel fallen laſſen und dein Eimer iſt voll Erzbrocken!“

„Sei doch geſcheit, was kann ich dafür?“ ſagte Wilhelm Schacht ruhig. „Deutlich ſah ich den Bergmönch dort an der Stufe.“

„Der Bergmönch?“ höhnte Sieben. „Wenn er nichts weiter tut als Unheil anrichten, dann — ſchade um den alten —“

„Halt's Maul!“ raunte der alte Heuer Michaelis, „er iſt noch hier!“

„Ja du red'ſt immer dem Schacht das Wort!“ behauptete Sieben. „Am liebſten verſchaffteſt du ihm meine Braut —.“

„Deine Braut? Jetzt wird's Tag in der Nachtmütze,“ lachte der alte Michaelis. „Wenn die Großväter Brauten haben, müſſen die Großmütter zu Tanze gehn!“

„Donner ja! Eine Braut hat er!“ lachten die Bergleute, nur Wilhelm lachte nicht. Scheu blickte er ſeitwärts nach der Stufe. Da ſah er zwei blitzende Augen her funkeln, darin ſpiegelte ſich das Licht der Krüſel.

„Fahrt auf! Glück auf!“ mahnte er. „Steiger Glück auf!“

Aber die Männer rührten ſich nicht. Dumpf nur klang die Antwort „Glück auf!“

„Nun will ich Euch was ſagen, Schacht,“ hob plötzlich Kalvör an. „Von heute an hören die Nörgeleien mit Sieben auf! Ob er eine Braut hat, geht Euch nichts an! Entweder Ruhe, oder Ihr ſeid entlaſſen!“

„Da hat der Schichtmeiſter auch erſt noch mitzureden," antwortete Wilhelm. „Wie würd' es Euch gefallen, wenn einer Eure Braut als die ſeine bezeichnete?"

„Hat er das getan?" fragte barſch der Steiger.

„Ja!" antwortete Wilhelm. „Und die Jungfer Anna iſt meine Braut —."

„Das iſt ſie nicht!" ſchrie Sieben. „Einem Dieb, der anderer Brocken in ſeinen Eimer ſchüttet."

„Der Bergmönch iſt's geweſen!" ſchrie wütend der junge Bergmann.

„Ha! So ſoll er mich doch ſofort mit dem Fäuſtel erſchlagen," rief Sieben, „wenn das wahr iſt!"

Da ſahen plötzlich die Bergleute hinter Sieben einen rieſigen Bergmann ſtehen. Er hob den Fäuſtel hoch, der fiel nieder auf Siebens Haupt und lautlos ſank der gefürchtete Spion nieder. Der fremde Bergmann aber war verſchwunden.

Alle andern außer Kalvör hatten den Geiſt geſehen. Kalvör wendete ſich jetzt dem Wilhelm zu und ſchrie: „Mörder!"

„Sehen Sie zu Ihren Worten, Steiger!" ſagte ein alter Bergmann. „Deutlich habe ich den Bergmönch geſehen, wie er flinker Hand mit dem Fäuſtel den Sieben niederſchlug."

„Gott ſei Dank, daß Ihr's geſehen habt, Vater Michelis," meinte der junge Bergmann. „Fahrt den toten Sünder zu Tage. Es weint kein Auge um ihn.

Nein — um den Sieben selbst weinte kein Auge, aber sein Tod sollte doch Träne um Träne hervorlocken aus Annchens schönen Augen, denn ungeachtet des Zeugnisses der Bergleute für Wilhelms Unschuld wurde er gefangen genommen als Mörder. Laut zeugte der Steiger gegen ihn und die Richter verurteilten wirklich den Unschuldigen.

Aber auch immer wütender wurden die Bergleute gegen Kalvör. Nun diesem sein Spion und Zuträger fehlte, suchte er nach einem neuen Freunde unter den Bergleuten. Aber — das ist gesunde Art, die Harzer Grubenmänner. Ein räudiges Schaf findet sich überall, auch zwischen der besten Herde.

Immer näher rückte der Tag, an welchem Wilhelm sollte gerichtet werden. Der Steiger wagte kaum noch einzufahren zu Schacht, wegen der still schleichenden Empörung der Leute, da, als er einst mit mehreren Obern zu Tage wollte und aus dem Gange trat, stand ein riesengroßer Bergmann vor ihm, nahm des Steigers Kopf in seine Fäuste und drückte ihn zusammen wie ein Lehmküchlein.

Den Oberen geschah kein Leid. Der Riese war verschwunden, als der Steiger tot zur Erde fiel. Wilhelms Unschuld kam zu Tage und eine andere Art in die Verwaltung, die Männer, die da zu Schachte fuhren, täglich dem Tode trotzten, sie bekamen eine bessere Zeit.

Annchens Tränen aber wurden schnell in Freudentränen verwandelt, denn nun gab es Hochzeit im alten

Hanse am Markte und wer am lustigsten dabei war und am tollsten tanzte, das war der neue Steiger und frischgebackene Ehemann Wilhelm Schacht.

19.

Das vertriebene Gespenst.

(Klausthal.)

Es hatten sich einmal zwei Leutchen lieb und hätten gern geheiratet, aber es stand mancherlei dagegen und zumeist die Armut und große Jugend des Liebespaares. Er war ein armer Häuer, verdiente täglich wenige Groschen und das Mädchen, die Martha, hatte noch eine gar zu kleine Aussteuer. So beschlossen sie selbander treu zu bleiben und fünf Jahre zu warten, dann würden sie aus andern Augen sehen.

Sie begannen zu sparen und zu arbeiten, gönnten sich nicht Rast noch Vergnügen und sammelten wie ein paar Bienen Groschen zu Groschen und Schürze zu Hemd.

Da kam Krieg ins Land, und der König holte sich alle kräftigen jungen Mannsleute in sein Heer. Je stärker aber sein Heer ward, desto seltnere Ware waren junge Bürschlein im Lande ringsum und manch hübsches Mädel weinte sich die Augen rot nach seinem Schatz.

„Wenn du nur 'n Buckel hättst," seufzte Jungfer Martha, „da sagte der König: Für den Krüppel dank ich."

„Und du sagtest am End' auch: Für den Krüppel dank ich?" lachte Heinrich.

„Nein, ich nähm dich und wenn du auf beiden Schultern hoch wärst."

„So?" sagte neckend der Bursch, da könntest du ja den Eselgottlieb nehmen, wenn's nach dem Buckel geht, wär' er der oberste."

Aber das Necken verging dem Heinrich, denn wenige Tage später stak er in des Königs Rock, ward gedrillt und sein Zopf ward gedreht, daß ihm war, als wenn er träumte. Und Marthas Augen waren auch nicht vom Küchenrauche rot, denn der Herd brannte gut und der Rauch kräuselte zum Schornstein hinaus.

Trommelklang und Pferdegetrappel erklang fast täglich vor dem Hause und die Frau Wirtin und Martha mußten manche Suppe kochen und manch scharfen Würztrunk brauen, denn die Soldaten waren hungrig und durstig. Das war eine Freude für die geizige Wirtsfrau, denn sie nahm gern Geld ein, gab aber weniger gern gute Ware dafür. Ihr Quedlinburger und Nordhäuser Schnaps war versetzt mit Gänsewein und ihre Suppe bekam wenig Eier zu sehen.

Am häßlichsten jedoch benahm sich die Frau gegen die Armen. Zwischen Milch und Buttermilch kam Wasser und alle andere Ware, die sie verkaufte, hatte knappes Gewicht. Martha erlebte schlimme Tage bei der Wirtsfrau und wäre der Wirt nicht ein alter guter Mann gewesen, der heimlich wieder gut machte, was die Frau verdarb, da hätte sie nimmer ausgehalten.

Da kam der Heinrich zurück, hatte Bleſſur erhalten und wollte ſich daheim geſund pflegen. Wenn's in ſeinem Heim nur nicht gar ſo knapp geweſen wäre. Die Wirtin hatte große Sorge, daß Martha ihren Schatz von des Wirtes Eigentum verſorge und paßte auf das Mädchen Tag und Nacht. Da machte der Herrgott einen Strich in die Rechnung der Wirtsfrau und als die Summa ihres Lebens zuſammengezogen ward, kam wohl nicht viel heraus, denn der heilige Petrus guckte nur durch eine Spalte aus der Himmelstür und als er die Wirtin aus Klausthal erkannte, murmelte er etwas in den Bart, das der armen Seele ſo klang: „Wieder hinſcheren, wo ſie hergekommen iſt.“ In der Hölle fand ſie auch keine Freiſtatt, denn ſie war oftmals in der Kirche geweſen, hatte ſich gekreuzigt und geſegnet und da mochte der Schwarze ſie für untauglich halten, denn die alte Geizgurke hätte ja wohl in der Hölle ihr Kreuzzeichen gemacht und ihm die vornehmſten ſeiner Geſellſchaft vertrieben. Da flog die arme Seele zurück nach Klausthal und richtete ſich in ihrem Quartier wieder ein. Hätte ſie ſich nun ſtill verhalten und geduldet, daß Martha und der Wirt unterſtützten und beſchenkten, wen ſie wollten, da hätte ſie wohl noch ihre Ruhe erlangt, aber wenn ein Armer eine Gabe erhielt, fühlte er einen Schlag im Nacken, ehe er das Gehöft verließ und Martha ſah oft das Geſpenſt ſtehen, welches ihr drohte mit der dürren Hand. Das Mädchen aber war ein forſches Geſchöpf, tat recht und fürchtete ſich vor dem Teufel nicht. Sie hatte ihr

Sträußlein Duft im Gürtel ſtecken, machte ſo oft ſie das Spukweib ſah, ihre drei Kreuze und dann mußte ihr der Spuk aus dem Wege.

All' Abend aber kam der Heinrich und Martha tiſchte ihm auf, was das Haus Gutes hielt. Sie hatte jegliches Mal drei Kreuze auf die Türſchwelle gemacht und da hatte kein Spuk herein gekonnt. Heute aber hatta Martha viel zu tun, denn es war Faſtnacht und die Klausthaler kamen und ließen ſich's ſchmecken, da hatte denn das Mädchen nur Zeit dem Liebſten ſein Tiſchlein zu decken und ihn als er kam nach dem Stüblein zu weiſen.

O weh, drinnen ſaß die Wirtin am Tiſche, ſtierte die Speiſen an und drohte dem Soldaten. Der aber war hungrig und dachte: „Haſt dich vor keinem Kroaten gefürchtet, bezwingſt auch das alte Weib. Er zog ſeinen Säbel, haute und ſtach, aber ſeine Hiebe und Stiche fielen in die Luft. Auf der Wange aber fühlte er eine brennende Maulſchelle.

Der Wirt kam herein und ſetzte ſich zu dem ſchmauſenden Soldaten, ſich von ihm anlügen zu laſſen nach jüngſtangenommener Gewohnheit. Der Soldat erzählte denn euch wunderliches Zeug aus ſeiner kurzen Kriegstour, blickte aber nicht den Wirt an, ſondern immer den Stuhl, der links am Tiſche ſtand. Da fragte ihn der Wirt, warum er dem leeren Stuhl ſeine Märlein erzähle.

„Der Stuhl iſt nicht leer," antwortete der Kriegsheld. „Es wäre beſſer, er wär's. Nennen darf man

kein Spukding, beileibe nicht. Und der Soldat wußte Bescheid mit Gespenstern.

Martha trat herein, sah die Wirtin sitzen und rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Der ist unser Meister, hält die Bösen fern. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit verschwindet.“ Da verschwand das Gespenst. Der Wirt hatte es nicht gesehen, aber das Stöhnen hörten jetzt alle Drei.

Die Geschichte sprach sich in Klausthal herum, der Gasthof war gemieden, der Wirt konnte nicht anders, er mußte den Spuk bannen lassen und bestellte deshalb einen Mönch, der sich auf dies Geschäft verstand. Die Wirtin ließ sich auch richtig in die Stube hineinbefehlen, doch als der Pater ihr befahl, ins rote Meer zu fahren und da zu bleiben, sagte sie dem Banner in das Gesicht hinein, daß er keinen Geist bannen dürfe, er habe als Kind eine Möhre gestohlen, er solle sich scheeren, sie sei immer Herr im Hause gewesen und wolle es auch bleiben.

Die Geschichte von der Möhre war wahr und der Pater ging von dannen, ohne etwas ausrichten zu können. Aber als nun ein anderer Mönch kam, dem die Wirtin vergebens etwas anzudichten suchte, denn er war reinen frommen Wandels von klein auf, da half ihr nichts, sie fühlte, daß sie der Macht weichen müsse. Sie legte sich auf's Bitten, wollte nur ein Plätzchen unterm Hahnebalken haben und sich still verhalten wie ein Mäuslein, aber der fromme Mönch meinte, ein Gespenst sei ein unchristlich Ding und gehöre nimmermehr in ein christlich Haus. Er befahl ihr auszuziehen

und ins rote Meer zu fahren. Da entfloh der Geist unter großem Geschrei. Die Hausleute samt dem Wirt schauten hinterdrein und alle sahen das Gespenst wie ein feuriges Rad die Straße hinab rollen.

Nun war Ruhe und Frieden im Hause. Jeder bekam sein Recht, wenn er etwas kaufte und noch ein weniges als Zugabe. Martha und der Soldat übernahmen den Gasthof und pflegten den alten Wirt bis an sein Lebensende treulich.

Wenn aber die Alte ins rote Meer gefahren ist, da mag dort eine schöne Polterwirtschaft sein, denn fast alle Harzspukedinger werden ins rote Meer gebannt. Fragt nur die alten Hirten und die alten Frauen, welche Wolle spinnen, die wissen es genau und die Bergleute, Waldarbeiter und Holzfuhrleute sind auch nicht unerfahren.

20.

Der Försterſohn und Hübich.

Der alte Hübich wird viel gerühmt und gelobt, aber er konnte auch zu Zeiten so recht den Schalk herauskehren. Vor langen Jahren lebte in Grund ein Förster, dieser und sein Sohn hatten erfahren, daß mit dem Herrn Hübich nicht gut Kirschen essen ist. Dem Förster war früh sein Weib gestorben und er hatte

nur den einen Sohn. Daß der Bursch ein aufgeweckter Geselle war, der lustig, aber auch vorwitzig, in den Tag hineinlebte, war dem Alten gerade recht, denn ein Jäger muß ein frisches fröhliches Blut sein, sonst wird er in seiner Waldeinsamkeit zum Isegrimm.

Sonntag Nachmittag war's, da kam des jungen Jägers bester Freund, ein Bergmann, um den jungen Jäger zum Spaziergang abzuholen und die Beide gingen in den Wald, hatten sich mit Büchsen versehen, knallten nach diesem und jenem und trafen stets das, wonach sie zielten.

So trollten die Zwei vorwärts bis in die Nähe des großen Hübichsteins, da hatte denn der Jäger den Einfall, nach der Spitze des Hübichsteines zu schießen und puff, puff ging das Gepolter los, und die Steinstücken kollerten zu Tale, das gab jedesmal großen Jubel bei den zwei Burschen. So trieben sie es, bis sie's überdrüssig waren.

Da schlug der Försterssohn vor, sie wollten auf den Hübichstein klettern, der andere hatte jedoch wenig Lust dazu und so viel auch der Jäger trieb, der Bergmann mochte nicht. Wie eine Katze klimmte der Jäger an den Felsen empor, droben schwenkte er seinen Hut fröhlich und rief dem Genossen zu, ihm zu folgen. Plötzlich aber rief er laut und gellend um Hülfe, denn so viel er sich auch mühte, er stand fest auf dem Hübichstein und seine Füße waren wie verwachsen mit dem Gestein.

„Ich bin gebannt, ich bin gebannt!“ rief er voll Entſetzen hinab, er mochte ſich mühen ſo viel er wollte, er konnte nicht los und nicht wieder hinunter. Viel Leute aus Grund kamen gelaufen, der alte Förſter kam, winkte und rief dem Sohne zu, aber vergebens, der Jäger war feſtgebannt und mußte daſtehen in der Sonnenhitze, auch war keine Ausſicht, je wieder hinab zu gelangen in das Vaterhaus.

Praſſelnder Regen fiel hernieder und trieb die Leute nach Hauſe, auch der alte Förſter ging wehen Herzens davon; in ſeiner Seele lag ein grauenhafter Entſchluß.

Sobald der Regen nachließ, kehrte der Förſter zurück zum Hübichſtein, auf dem Rücken trug er ſeine Flinte. Lieber wollte er den geliebten Sohn erſchießen, ehe er mit anſah, daß der Arme eines qualvollen Todes ſtarb, vielleicht gar zu Stein wurde. Ein leichter Gang war's juſt nicht für den Förſter und wer ſein Kind hat ſterben ſehen, der mag wiſſen, wie es dem Vater zu Mute war. Er ſtöhnte oft tief und ſchmerzlich und die Hand wiſchte vergebens die Tränen von dem gefurchten Geſichte.

Da huſchte neben ihm her ein kleines Männlein, das trug in der Hand ein Tannenbüſchchen und das kleine Kerlchen frug gar teilnehmend nach dem Kummer des Förſters. Der erzählt ihm, daß er gezwungen ſei, ſein einzig Kind vom Hübichſtein herabzuſchießen.

„Das tät ich nicht,“ meinte das Männlein. „Ruft nur den Hübich, der wird euch ſchon helfen.“

„Wenn ihn nur nicht der Hübich festgebannt hat,“ jammerte der Alte, „dann hilft es nichts, dann muß ich ihn herabschießen. „Ihr sollt aber nicht!“ schrie zornig das Männchen.

„Denkt ihr, es macht mir Spaß?“ antwortete der Förster und legte die Flinte an, denn sie waren am Hübichstein angekommen, aber von allen Seiten stürmten Scharen von Zwergen auf den Förster los, schlugen auf ihn ein mit Tannenzweigen, warfen von den Bäumen mit Holzstücken und Tannäpfeln so, daß er nicht zum Schuß kommen konnte, und so laut der Sohn auch schrie und bat, der Vater solle ihn herabschießen, der Vater vermochte nicht die Bitte zu erfüllen. Zornig und traurig ging er nach Haus, denn er mochte die Not seines Kindes nicht mehr ansehen. Der Sohn sah den Vater fortgehen zum zweitenmale und das Herzeleid des Vaters kümmerte ihn tief.

Die Nacht senkte sich herab, der Regen hatte aufgehört zu strömen, die Sterne blinkten freundlich und hell hernieder und der Gebannte stand da still und verlassen. Seine Füße fühlte er nicht mehr. Waren sie schon zu Stein geworden? Sollte er wirklich hier oben zu Stein werden und das süße fröhliche Leben schon jetzt für ihn zu Ende sein?

Neben ihm stand ein Männlein. Hihihi kicherte es, den Jäger ärgerte das und er frug:

„Na was lachst du denn boshafter Zwerg?“

„Sachte, sachte!“ erwiderte der Gnom, „sachte, sachte, ich lache, wenn ich will, und ihr Menschen schießt den

Hübichstein entzwei, wenn ihr wollt. Komm ich trage dich herunter! Und — als wär er eine Puppe, so nahm der Zwerg den Jäger auf seine kleinen Arme, klomm sicher und gewandt den Felsen hinunter, setzte seine Bürde drunten ab und kicherte dabei fröhlich.

Aus dem Hübichstein aber trat König Hübich, lud den jungen Jäger ein sich zu erheben und führte ihn in die Halle des Hübichsteins. Blitzende Wände und Decke umgaben die Halle, in der Mitte stand ein großer gläserner Tisch und über dem Tische brannte ein goldener Kronenleuchter. Der Jäger vergaß über der Pracht seinen durchlebten Kummer.

Drüben an der Wand tat sich ein Türlein auf, da herein kamen viel kleine Zwergenfrauen; sie trugen Schüsselchen und Tellerchen, Krüglein und Flaschen und Körbchen voll Früchte. Auf kleinen Leitern trugen sie es empor auf den Glastisch und der König Hübich aß mit seinem jungen Gast um die Wette. Wenn er etwas bedurfte, schlug er mit silbernen Hämmerchen auf den gläsernen Tisch, dann eilten die Zwergfrauen hinzu und brachten, was Hübich begehrte.

Das Getränk aber, was es da unten gab, schmeckte so lieblich und kräftig, wie der Försterssohn es nimmer getrunken bisher. Als er gesättigt war, sagte Hübich zu ihm:

Du sollst dir Gold und Silber mitnehmen, soviel du tragen kannst, aber versprich mir, nie mehr nach dem Hübichstein zu schießen. Ich muß ja fort aus dem Hübichstein, wenn der jetzige große Hübichstein

zum kleinen wird. Laßt doch die Falken und Raben droben raſten, ſo viel ſie wollen, ſchießt nicht nach ihnen."

Das verſprach der Förſterſohn alles gern, er war froh, daß er ſo leichten Kaufs davon kam; dann begehrte er nach Haus zu ſeinem Vater.

Da ſchlug der Hübich mit ſeinem Hämmerlein auf den Glastiſch und ganz von ſelbſt erſchienen auf dem Tiſche große Haufen Gold- und Silbergeld.

„Nun heimſe ein!" ſagte der Zwergkönig und der Jäger füllte Taſchen und Mütze mit dem Gelde, Gold und Silber, wie es kam. Dann aber war er plötzlich müde, ſetzte ſich auf einen gläſernen Stuhl und ſchlief ein. Als er aufwachte, lag er am Fuße des Hübichſtein und rief aufſpringend:

„Das war ein toller Traum!" Aber ſeine Taſchen waren ſchwer von Geld und ſeine Mütze war gefüllt mit rotgoldnen Dukaten. Da ging er vergnügt nach Hauſe und wußte daß alles wahr geweſen ſei.

Und ſo lange der Jäger lebte, hielt er ſtrenge darauf, daß keiner nach dem Hübichſtein ſchoß. Aber nachher iſt der dreißigjährige Krieg gekommen, da haben die Soldaten doch die Spitze des großen Hübichſteins weggeſchoſſen. So wurde der große Hübichſtein zum kleinen und vom Hübich und ſeinem kleinen Volk hat man nichts wieder geſehen.

21.

Die arme Frau und der König Hübich.

Einſt wohnte in Grund ein armer Bergmann. Schmalhans war bei ihm Küchenmeiſter und ein Huhn im Topfe hat wohl ſeine Frau nicht oft gehabt. Indes halfen ſich die Leute, wie es gehen wollte und arbeiteten beide miteinander um die Wette. Da wurde aber der Mann krank, die Frau konnte nichts verdienen, weil die Kinder noch ſo klein waren und die Not war groß. Bald war das letzte Brot gegeſſen und der Winter vor der Tür, es kamen bange Sorgenſtunden für die armen Leute, als die Kinder vor Hunger ſchrieen und es war nichts da den Hunger zu ſtillen.

„Ich will Tannäpfel ſuchen für den Bäcker,“ ſagte die Frau, „dafür gibt er mir dann Brot.“ Mit dieſen Worten nahm ſie ihren größten Korb und ging in den Wald.

Hier geſellte ſich ein kleiner, alter Herr zu ihr und plauderte mit ihr. Sie erzählte ihm von ihres Mannes Krankheit und ihrer Sorge. Aber wie ſie auch ſuchte während des Geſprächs, nirgends war heute ein Tannapfel zu finden und der Frau liefen vor Angſt und Sorge die Tränen über die Wangen. Sie wollte eben klagen, weil ſie keine Tannäpfel fand, da war der alte Herr verſchwunden und es war ihr, als kicherte es im Gebüſch. Betrübt und ärgerlich ging ſie weiter und mit einem Male praſſelte und raſchelte es um ſie her und von allen Seiten kamen von den Bäumen her

Bad Grund.

Tannäpfel geflogen. Aber keiner traf die Frau, sondern alle flogen in ihren Korb.

Fröhlich ging sie mit ihrer Last hinweg, aber der Korb war gar so schwer, da dachte sie: „Ich will doch etwas heraustuen und die andern nachher holen.“ Da kam gerade der alte Herr wieder spaziert und befahl ihr, den Korb gleich mit aller Last in ihre Hütte zu tragen und nicht zu rasten noch zu ruhen. „Ich bin der Hübich!“ sagte der Kleine „und ich befehle dir das und wenn du zu viel hast, gib andern armen Leuten von den Tannäpfeln.

Da lachte die Frau vergnügt und meinte, die könnten sich auch welche suchen und damit ging sie gehorsam in ihre Hütte mit ihrer Last.

Ja, das mußte wohl schwer sein! Die Tannäpfel waren alle von blankem Silber und alle Not in der Bergmannshütte hatte ein Ende, denn der Bergmann wurde vor Freude auch gleich gesund.

Mitleidig und mildtätig sind aber die beiden Leutchen geblieben, denn sie hatten gekostet, wie die Armut schmeckt.

22.

Hans-Kühnen-Burg.

Steile Felsentürme starren von links her dem Wandrer entgegen, wenn er vom Harzberg nach Andreasberg geht. Erst wenn er nahe daran ist, sieht er, daß

nicht eine Burg, sondern felsiges Gestein vor ihm steht. Wer den Regenstein kennt und die Ahlsburg unterm Scharfensteine, wird an diese Raubritterfesten erinnert durch die Felsengebilde der Hans-Kühnen-Burg.

Hans Kühne war ein Fuhrmann, ein flotter junger Harzbursch, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete. Alle Mädchen in seiner Heimatsstadt leckten, wie man sagt, alle zehn Finger nach Hans Kühne, der aber war gefeit gegen alle Versuchungen, denn er hatte eine Liebste, von der keiner etwas wußte und er selber schwieg wohl darüber, denn sie hatte es ihm verboten, bei Strafe seines Lebens.

Er war im Walde entlang gefahren und hatte gepfiffen, da hatten plötzlich die Pferde gestanden und waren nicht von der Stelle gegangen, wie er auch trieb und peitschte. Plötzlich aber hatte er mitten im Wege ein Mädchen stehen sehen, die war so feinen holden Ansehens, daß sie des Burschen ganzes Herz gewann. Zutraulich plauderte sie mit ihm, erzählte ihm von längst vergangenen Zeiten und Sitten, als sei sie schon Jahrhunderte alt. Sie schritt neben ihm her bis vor Harzburg, dann sagte sie ihm Lebewohl und bat ihn täglich um dieselbe Stunde, es war abends um sechs Uhr, auf derselben Stelle zu sein. Und Hans war gern bereit. Nach dem Abschiede jedoch durfte er sich nicht mehr umsehen.

So wußte es denn Hans stets so einzurichten, daß er zur selben Zeit und Stunde das Mädchen traf,

fragte er sie aber, wer sie sei und wie sie hieß, da ward sie traurig und verwies ihm jegliches Fragen.

„Dort oben jene Burg wird erstehen und uns gehören, wenn du treu bleibst zwei Jahre lang und keinen Abend ausbleibst," sagte die Jungfrau. „Dann bin ich erlöst und wir werden in Glück und Freude leben und in großem Reichtum."

Hans Kühne war das verlockend genug und er hielt Wort ein Jahr und manchen Tag, bis einst in Harzburg ein Tanzgelag stattfand, an dem er sich beteiligte. Freilich verglich er all seine Tänzerinnen mit seiner Liebsten, wie plump und häßlich kamen sie ihm alle vor und wie dumm. Aber die Harzburger Leute waren Hansens Kunden und darum durfte er's mit den Weibsleuten nicht verderben und mit jedem Mädchen besonders freundlich tun und mit allen tanzen. Dazwischen trank er Glas auf Glas, sank zuletzt auf die Ofenbank und schnarchte laut.

Als er erwachte, war es Mitternacht. Der Mond schien hell in die Schenkstube hinein. Die Burschen und Mädchen waren alle heimgegangen, da sie ihn nicht munter bekommen konnten, hatten sie ihn liegen lassen. Hans rieb sich die Augen, da hörte er einen schmerzlichen Seufzer und gewahrte mitten in der Stube die Gestalt seiner Liebsten.

Er wollte sich auf sie zustürzen, ihr sein Ausbleiben abzubitten, sie aber wehrte ihn winkend ab, flüsterte traurig Lebewohl und verschwand.

Vergebens fuhr er am nächsten Abend den Weg, wartete und blickte voll Sehnsucht umher, das schöne Mädchen kam nicht wieder und traurig fuhr Hans heim.

Lange Zeit war er betrübt, mied allen Umgang und wollte von der Welt nichts mehr sehen und hören. Aber die Zeit heilt jede Wunde und Hans Kühne ward auch ruhiger und als seine alte Mutter starb, da mußte er sich ein Weib nehmen, sonst hätte er nicht können seine Wirtschaft fortsetzen. Menschen sind eben nur aus Fleisch und Blut, wollen sie leben, müssen sie essen, wollen sie essen und sich kleiden, müssen sie sich Nahrung und Kleider verdienen oder reich sein. Reich war nun Hans Kühne nicht, aber sichtlicher Segen begleitete sein Tun und sein Weib ward ihm immer lieber und immer seltner dachte er an die Liebste von damals. Ja, wie ein Traum kam ihm das manchmal vor, was er da erlebt hatte, aber er sollte noch einmal recht lebhaft daran erinnert werden.

Dichter Schnee rieselte hernieder und Hans war um die Vesperzeit nach Haus gekommen, hatte die Pferde gefüttert und ließ sichs nun wohl sein in der warmen Stube bei Weib und Kind. Da klopfte jemand und brachte noch einen Auftrag, welchen Hans heute noch besorgen müsse.

„Die Wölfe heulen" sagte der Fuhrmann. „Bin froh, daß ich daheim bin, nun noch einmal fort." Aber der Auftraggeber ließ nicht locker, Hans mußte anspannen.

„In der Nacht sechs Stunden unterwegs," brummte er vor sich hin. Wär's nicht um die Kundschaft, ich führ gewiß nicht.

Seine Frau redete ihm ab, so sehr sie konnte, aber Hans wußte, daß dann der andere Fuhrmann die Fuhre übernähme und daß er dann für den reichen Händler, für den die Fuhre war, niemals wieder zu fahren brauchte.

Die Wölfe heulten toller als vorher und immer näher hörte sie Hans Kühne an seinen Wagen herankommen. Er peitschte auf was er konnte, aber die Wölfe waren flinker als seine Pferde. Es war in der Nähe jener Felsenklippen, welche die schöne Fremde früher als ein verzaubertes Schloß bezeichnet hatte. Dahinauf klomm Hans, Pferde und Wagen im Stiche lassend.

Die Wölfe zerfleischten seine Pferde, Hans sah es mit ohnmächtiger Wut und großem Kummer, er konnte es aber nicht ändern. Mehr und mehr Wölfe kamen herbei und bald war von den Pferden nichts als die Knochen vorhanden. Die Wölfe umheulten und umsprangen die Felsen und wenn Hans auch dazwischenwarf mit Steinen, es half zu nichts und machte die Tiere nur wütiger.

So ward es Tag, aber keine Menschenseele war zu sehen. Vergebens rief Hans Kühne mit lauter Stimme um Hülfe. Der Wölfe Geheul übertönte laut jeden Hülferuf und hielt die Menschen fern.

Hunger plagte den Aermſten und für den Durſt aß er den Schnee. Der Tag ſchlich hin und frühzeitig ſenkte ſich die Nacht auf die Erde herab. Stunde um Stunde verrann langſam und Hans meinte, es müſſe Mitternacht ſein, da ſah er nicht weit von ſich zwei Augen leuchten.

Wähnend es ſei ein Wolf ſtürzte der Aermſte ſich drauf, aber mit klatſchendem Flügelſchlag flog eine Eule empor, die ſich jedoch nach kurzer Zeit wieder niederließ und ihn mit den Feueraugen anſah.

„Biſt du auch vor den Wölfen geflohen?“ ſagte Hans.

„O nein,“ antwortete die Eule und voll Schreck und Weh erkannte Hans Kühne die Stimme ſeiner früheren Liebſten.

„Ich bin nicht entzaubert, Hans Kühne. Ich muß weiter als Eule leben, mich verſtecken vor den Menſchen, muß ohne deine Hülfe leben und hier hauſen und alle deine Verſprechungen zerflatterten wie die Roſenblätter der ſchönſten Roſe. Ja ja, du biſt ein Menſch. Ich zürne dir nicht, du biſt ein Menſch, aber ich bin nun einſam für alle Ewigkeit. Nur einmal durfte ich wählen und meine Wahl fiel auf dich, und die Wahl war böſe und falſch. Warum ſeufzeſt du Hans Kühne? Weil ich einſam bin? Laß doch, ich bin ja nicht deinesgleichen und du haſt ein Weib, die deinesgleichen iſt. Wie konnte ich auch Treue ſuchen? Laß doch Hans Kühne, es iſt ja für dich nichts ſchlimmes, nur für mich.“

„Doch hier ist eine Rute, eine Hülfe gegen die Wölfe. Geh hinab.“ Dabei reichte ihm die Eule eine Haselrute mit einem Gabelzweig.

Jetzt erst sah Hans Kühne, daß die Eule sich in die Jungfrau verwandelt hatte. Mild schien der Mond auf ihr bleiches Gesichtchen und sie winkte Hans zu gehen.

Sie lächelte beim Abschied, aber es war, als sollte dies Lächeln Hansens Herz zerreißen, so trübe war es und doch so liebevoll.

Wie betäubt stieg er hinab und siehe, die Wölfe flohen vor ihm, als er ihnen die Haselrute entgegen hielt. Die Seinen hatten ihn für tot gehalten und empfingen ihn mit großem Jubel, als er daheim anlangte.

Voll schwerer Sorge dachte er an seine Pferde und an die Zukunft, aber sein treues Weib sagte:

„Es ist gut, daß du davon gekommen bist, wir können arbeiten und bekommen wieder Pferde.“ Das rührte den Hans Kühne gewaltig, er dachte nur noch voll Dankbarkeit an die verzauberte Eule und schloß liebevoll sein Weib in die Arme.

Sein Kind aber brachte den Haselzweig herbei, der war von blitzendem Golde, da hatte es keine Not für die Leutchen sich wieder Pferde zu schaffen.

Die Felshöhe aber, auf welche sich Hans Kühne dazumal geflüchtet, heißt noch heute die Hanskühnenburg.

23.

Heiso Freienhagen.

Graue Dämmerung lagerte auf Erden und trübes Regenwetter, aber licht und hell war's in dem Hause des Bürgermeisters von Osterode im Putzstübchen der Frau Bürgermeisterin. Die plauderte fröhlichen Mutes auf den ernsten Mann ein, der in die knisternde Glut des Holzfeuers blickte.

„Laß den Jakob seine Jugend ausgenießen, Verstand kommt nicht vor Jahren," lautete der Zuspruch der Frau.

„So habe ich auch gedacht bis heute, so lange er bei Spiel und Trunk, Tanz und der Armbrust blieb, heute aber hat der Bube eine Schlägerei angestellt, deren Folgen ihm das Leben hätte kosten können, denn des Schultheiß Eberts Vetter liegt auf den Tod darnieder und Jakob war es, der ihn mit einem Schemel niederschlug."

„Um Gott, so laß ihn doch verreisen, gib ihm Nachricht, damit wir nicht die Schande haben, deinen Paten und Pflegesohn gestäupt zu sehen oder gar gehängt!" rief die erschrockene Frau.

„Zu spät!" stöhnte Heiso Freienhagen, der alte Bertram und der Nachtwächter haben ihn bereits auf des Schultheißen Befehl gefesselt ins Gefängnis geführt. Ich konnte nichts tun.

Gäste kamen und unterbrachen das Gespräch der Gatten und wenn auch die Schlägerei des heutigen

Tages das Gespräch bildete, so wurde es doch dabei vermieden, den Pflegesohn des Bürgermeisters zu erwähnen. Jakob Lurdes aber, dieser Pflegesohn, saß in seinem Gefängnis, fluchte und schalt auf seinen Paten und Erzieher, daß er ihn nicht geschützt habe vor dem entehrenden Gefängnis. Blutige heiße Rache schwur er dem Bürgermeister.

Vor der Hand freilich war der Rachgierige in der Hand der Obrigkeit und sein Racheschwur schallte ihm von der Wand des Kerkers zurück wie Hohngelächter. Aber, da der Verwundete genas, gelang es Freienhagen Jakob Lurdes die Freiheit zu verschaffen und wie im Triumph ward dieser von seinen Freunden und Trinkgenossen aus dem Gefängnis abgeholt.

Toller als je trieb Jakob seine Ausschweifungen und als es zuletzt gar verlautete, daß er eine verlotterte Dirne zum Weibe nehmen wollte, ging der Bürgermeister zu ihm, redete ihm in das Gewissen, erinnerte ihn an seine verstorbenen rechtlichen Eltern und daran, daß er zu den Patrizieren der Stadt gehöre und dies Dazugehören nimmermehr sich verderben möge.

Jakob Lurdes aber war trotzig. Wütende Worte entgegnete er dem Bürgermeister und zwang den rechtschaffenen und edeln Mann dazu, ihm den Rücken zu kehren. Bekümmert ging Freienhagen zurück in sein Haus.

Jakob aber eilte zu seiner Liebsten, erzählte ihr des Paten Ermahnung, da konnte es denn nicht fehlen, daß die verlotterte Person großen Groll bekam auf Freienhagen. Beide überlegten miteinander, womit sie

den Bürgermeister am tiefsten kränken könnten und kamen dahin überein, daß ihm das größte Leid geschähe, wenn sie der Frau Bürgermeisterin recht Schlimmes nachsagten und die Ehre derselben zerpflückten.

Gesagt, getan! Es kostet nimmer viel Mühe, einen ehrlichen Namen zu besudeln und die zwei Verleumder scheuten keine Gelegenheit, ihr Gift zu verspritzen. Aber Heiso Freienhagen war nicht der Mann, der ungestraft seinem rechtschaffenen und edeln Weibe etwas nachsagen ließ. Er forschte so lange, woher die bösen Gespräche kamen, bis er die Missetäter heraus hatte und sie vor Gericht ziehen konnte.

Und dazumal ward nicht gefackelt mit Verleumdern, die beiden wurden verurteilt, gestäupt und je einen Tag in das Halseisen gespannt zu werden. Nun hätte wohl Heisos Fürbitte eine Linderung der Strafe vermocht, doch eines Teils hatte er sich des Urteils begeben, da die Klage von ihm ausging, andern Teils aber hielt er auch die Strafe für nötig, wenn nicht sollte seines Weibes Ruf darunter leiden. Und die Untersuchung des Schultheißen hatte die volle Unschuld der edlen Frau dargetan.

So wurde die Strafe ohne Gnade vollzogen und Jakob Lurdes samt seiner Liebsten standen am Pranger, wie es ihnen gebührte. Aber bekümmert wanderte Freienhagen zur Stadt hinaus, er mochte nichts sehen und hören von dem ekeln Schauspiel, das sich vollzog, der Gerechtigkeit zu genügen.

Wilder Tumult durchtobte die Stadt, denn Jakob Lurdes hatte viel Anhänger und des Bürgermeisters Namen ward in bitterm Hasse genannt und der Tod ward ihm zugeschworen.

Der alte Stadtdiener Bertram eilte darum denselben Weg, welchen Heiso Freienhagen genommen hatte, holte ihn glücklich ein und verkündete ihm die Erbitterung vieler Bürger und riet seinem Herrn zu fliehen so eilig wie möglich.

„Wie aber könnte ich Weib und Kinder verlassen?“ rief Freienhagen. „Werden Jakobs Anhänger nicht an ihnen Rache nehmen, wenn ich entfliehe?“

„O nein, edler Herr,“ erwiderte Bertram. „Euer Weib ist geliebt und geschätzt in der Stadt und nur Euch gilt die Wut der Empörer. Gehet hinauf in das alte Schloß, dahin bring' ich Euch Lebensmittel und dann könnt Ihr nach Herzberg gehen, allwo der Herzog jetzt residiert.“

So verbarg sich denn Heiso im alten Schlosse und gewahrte oft im Walde Osteröder, welche ihn suchten. Nahe an ihm vorbei streiften mehrere seiner Feinde, ohne ihn zu sehen. Endlich am andern Tage ward es still um ihn her, der treue Bertram brachte ihm Wegzehrung und dann eilte der Bürgermeister hinweg nach Herzberg zu dem Herzog.

Der war ergrimmt über die Empörer und riet dem Flüchtling eine längere Zeit der Stadt Osterode fern zu bleiben, alsdann aber mit vielen Reutern dahin zurück-

zukehren und die rebelliſche Stadt niederzuzwingen zum Gehorſam.

Jagd und derlei Kurzweil war dem Freienhagen fremd, er war Arbeit gewöhnt, und wahre Angſt faßte den Aermſten, wenn er ſo allein und untätig auf dem Schloſſe verweilte, denn die Herren fröhnten alle dem Vergnügen der Jagd und des Trunkes.

Wenn nun die Empörer doch die Frau und Kinder entgelten ließen, was ſie an dem Gatten und Vater rächen wollten? Unmöglich ward es Freienhagen, länger zu verweilen und als der Herzog eines Morgens wieder im Walde verweilte mit ſeinen Jagdgenoſſen, eilte der Bürgermeiſter hinweg, der Stadt Oſterode zu

Erſchrocken war der Herzog, als er heim kam. Aber was half alles Schelten und Wettern. Er entſandte Boten zu ſeinen Vettern und Lehnsleuten nach Mannſchaften und Truppen und brach ſelbſt auf, Freienhagen zu ſchützen.

Der war längſt in der Stadt. In Bertrams Hauſe verweilte er zunächſt, um, wenn es dunkel ſei, in ſein Haus zu gehen. Der alte Bertram jedoch hatte keine Ruhe, da er wußte, wie die Frau Bürgermeiſterin ſich um ihren Mann ängſtigte und ſorgte. So ging denn der treue Alte zu der Frau und ſagte ihr, daß ihr Gemahl in ſeinem Hauſe weile.

Wer ſie gehört, dieſe Botſchaft? Wer ſagt es? Der Verräter ſchläft nicht, ſagt ein altes Sprichwort. Ehe noch die Frau aus dem Hauſe konnte, waren die

Empörer gerüstet, etliche bewachten des Bürgermeisters Haus und andere stürmten voll Rachgier zu Bertrams Hütte.

Was sollte der wehrlose Mann tun, stumm und still ließ er alles über sich ergehen. Keine Klage kam über seine Lippen und bald lag er zerfleischt auf der Straße.

Wohl blieb die Rache nicht aus. Die himmelschreiende Tat ward schwer gestraft an Gut und Leben der Empörer, aber Freienhagen, der stets nur das Rechte getan und erstrebt, war den Seinen entrissen.

Der Herzog kam aber zu spät, den edlen Mann zu schützen, aber nicht zu spät, ihn zu rächen. Jakob Lurdes ward aufs Rad geflochten und starb eines jämmerlichen Todes.

24.

Drei Seelen.

Drei Männer hatten sich einstmals besprochen, einen Raub auszuführen in der nächsten Sonntagsnacht. Zwei von den Galgenvögeln waren völlig begeistert für ihr Vorhaben, aber der Dritte war kein echter Galgenvogel, dem lag die Geschichte „zwischen Fell und Fleisch", wie man im Harze zu sagen pflegt, wenn man über etwas nicht schlüssig werden kann.

Dieser unschlüssige Mensch wohnte in Osterode und je näher der Sonnabend rückte, desto bänglicher ward ihm zu Mute und destomehr suchte er sich von seinen Spießgesellen fern zu halten. Die aber lauerten ihm allenthalben auf und suchten ihn immer mehr fest zu machen zu ihrem nichtsnutzigen Vorhaben.

Am Donnerstag Abend ward die Mutter des Dritten krank und forderte ihren Sohn auf, nach Gittelde zu gehen zu dem Wunderdoktor und ihr Tee zu holen. Viel Lust hatte der Herr Sohn nicht, denn er hatte allerlei Widerworte, fürchtete sich vor dem Wege und meinte, im Walde wär's nicht geheuer um die Jahreszeit, da säßen die Gespenster locker in Himmel und Hölle und man müsse unter Dach und Fach sein wegen dem Geistervolke.

Die alte Frau aber ließ nicht nach, der Sohn konnte sagen was er wollte, sie befahl, er solle nach Gittelde gehen. Wer reines Herzens sei und die sieben Todsünden meide, dem könne kein Geist was tun, sagte sie.

„Oben im Hahnebalken hängt noch Pfeffermünzchen", wandte der Sohn ein, aber die Mutter meinte, der könnte verkehrt wirken und sie wolle Tee vom Wunderdoktor. So half denn nichts und der Sohn schritt in die Finsternis hinaus.

Kein Stern war am Himmel und hätte Friedrich (so hieß der Nachtwanderer), nicht genau den Weg gewußt, er hätte sich verlaufen müssen. Da sah er plötzlich vor sich her ein Licht. Er dachte, es wäre eine Laterne, welche ein Mensch vorwärts trüge und eilte, dem Lichte

näher zu kommen. Lange Zeit war seine Eile vergeblich, bis vor dem Gebüsch am Wege das Licht still stand.

Das war aber kein Mann mit einer Laterne, das war ein Ungeheuer mit flammendem Kopf, an welchem lange Bockshörner saßen. Grunzend fragte das Ungetüm: „Wohin willst du, Räuber?“

„Tee holen für meine kranke Mutter“, antwortete Friedrich.

„Das ist dein Glück, sonst solltest du mit mir gehen, du Räuber“, war die Antwort des Geistes.

„Wer bist du denn, daß ich mit dir gehen sollte?“ fragte der Mann.

„Eine schwarze Seele, die dich heute Nacht geholt hätte in die Hölle, gingest du nicht einen Weg der Liebe und des Gehorsams.“

„Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ schrie der Mensch und heulend sank das Gespenst in die Erde.

Sich bekreuzend, schritt der Nachtwanderer fürbas. Da hörte er Stimmen hinter sich und nach kurzer Zeit hatten ihn seine beiden Kumpane eingeholt, mit denen er in der nächsten Sonntagsnacht stehlen sollte. Sie hatten ihn noch sprechen wollen und seine Mutter hatte ihnen gesagt, daß er nach Gittelde gegangen sei. Der Dritte hatte heute kein Gehör für die beiden Andern, die schwarze Seele, die er geschaut vorhin, hatte ihn zu tief erschreckt. Kurz und bündig sagte er seine Mithülfe an dem nächtlichen Raubzuge ab, soviel die Beiden auch schalten und schimpften.

„Willst wohl ein Betbruder werden?“ fragten sie. „Willst uns wohl verraten?“ Ein Betbruder würde er schon lange nicht, versetzte er, sie sollten sich nur nicht wieder um ihn kümmern. Trotzig ging er von ihnen und sie blieben zurück. Furcht aber erfaßte ihn, als er jetzt gewahrte, daß neben ihm auf dem Wege eine grauschimmernde Gestalt dahin schlüpfte. Er dachte an alle Gespenstergeschichten, die er in der Kindheit gehört und kein Ton wollte über seine Lippen kommen.

Aber die Gestalt sprach. Wie aus dem Grabe erklang ihre dumpfe Stimme.

„Grad aus ging ich im Leben, schaute nicht links noch rechts, war kein Betbruder und auch kein Räuber, hatte meinen Stolz und meinen Trotz, blos keinen Glauben und kein Hoffen und keine echte Liebe und keine Demut. Ich dachte, ich wäre gut. Nun schwebe ich weiter, weiter, weiter! Ich warne die, die am Abgrund stehen, gehöre nicht zum Himmel, nicht zur Hölle, bis auf den jüngsten Tag. Ich schwebe, schwebe und leuchte matt, ohne Licht, wie mein Leben war.

Friedrich schlug ein Kreuz, da entschwebte die Gestalt, ferner und ferner sah er den fahlen Schimmer, bis er ganz verschwand.

„Ach, wäre ich daheim bei der Mutter und hätte die Nacht hinter mir“, seufzte der Mann. Ermattet setzte er sich auf einen Rain, um auszuruhen. Sieh, da saß neben ihm ein holdseliges Mädchen im wallenden weißen Gewande. Ihr Gesicht schaute ihn liebreich an und wie der Klang silberner Glocken erklang ihre Stimme:

„Ich bin der Engel des Lichts. Wandle in Liebe und Glauben und hoffe auf die ewige Seligkeit. Die rechte Straße suchte ich zu gehen hienieden und wo ich strauchelte, rief ich um Gottes Hülfe. Und allzeit darf ich nun wandeln im Licht, locke die Menschen, die da irren wollen und wohl ihnen, wenn sie meiner Lockung folgen.“

Dämmerschein färbte die Erde und je heller der Tag schien, destomehr verbleichte die Gestalt des Engels, und als von ferne Glockenklang zu dem Wanderer herüber scholl, da war ihm, als töne die Stimme des Engels des Lichts aus der Ferne: „Friede auf Erden!“

Er war dicht vor Gittelde und ging in das Dorf. Der Kräutermann gab ihm den Tee für die Mutter und Friedrich ging wieder nach Osterode.

Ohne Aufenthalt und weiteres Erlebnis kam er zu Hause an und die Mutter war verwundert, wie liebreich und freundlich der Sohn war, trotz der verlaufenen Nacht.

Die beiden Einbrecher aber wurden kurze Zeit darauf gefesselt durch die Stadt geführt, da dankte Friedrich Gott, daß er nimmer ihr Spießgeselle geworden war, denn die beiden zierten bald darauf den Galgen.

25.

Der Gärtner aus Herzberg.

Zur Zeit, als es noch Hexen gab und Zauberer, genierten ſich die Geſpenſter viel weniger als heute. Sie ſpazierten am hellen lichten Tage in der Welt umher und machten die Menſchen zu graulen. Das benutzte Beelzebub und oftmals, wenn einer dachte, er hätte ein richtiges, ehrliches Spukeding vor ſich, da kam es zum Vorſchein, daß es der Böſe aus der Hölle in eigener Perſon war.

Gar ſchwer zu erkennen vermochten die Leute den ſchlimmen Geſellen, denn bald hüllte er ſich in die Geſtalt eines Ritters, bald in die eines Jägers oder Schäfers, ja ſogar in die blendende Erſcheinung ſchöner Frauen oder Jungfräulein.

Da lebte einmal in Herzberg ein Gärtner, der hatte eine luſtige Braut, die fleißig an ihrer Ausſteuer nähte, denn zum Johannistag ſollte die Hochzeit ſein. Am offenen Fenſter ſaß ſie oft und ſang, und wenn der Wind richtig wehte, da hörte es der Gärtner drüben im Irrgärtlein des Schloſſes und er freute ſich über den frohgemuten Klang und auf das traute Plauderſtündchen im Zwielicht.

Als er nun ſo ſtand und horchte, ſtand plötzlich vor ihm eine wunderholde Frau, welche ihn bat, mit ihr zu gehen und einen Schatz zu heben, denn dadurch würde ſie erlöſt.

Der Gärtner dachte zuerſt, die Frau wäre eine von den Hofdamen der Herzogin, aus ihren Worten jedoch merkte er bald, daß er es mit einem unirdiſchen Weſen zu tun hatte und er antwortete, er dürfe nicht aus dem Garten, ehe es nicht zwölf Uhr ſei.

„Dann iſts für mich zu ſpät“, ſagte der Geiſt und legte ſich aufs Bitten und Flehen. Alles, was koſtbar iſt zwiſchen Himmel und Erde, wurde dem Gärtner verſprochen, der aber blieb feſt. Die Uhr hub aus und mit dem erſten Schlage auf zwölf war die Erſcheinung verſchwunden. Nun tat es dem Gärtner doch leid, die Schönheit des Geiſterweibes ſchwebte ihm vor der Seele und ließ ihm keine Ruhe, und als der Mann am Abend mit ſeinem Schatz zuſammen war, da war er ſchweigſam und übellaunig. Das Mädchen hörte aber mit Entſetzen eine flüſternde Stimme vor ihrem Ohr ſagen:

„Er hat eine Andere im Kopf und Herzen“. Erſchrocken ſah ſich das Mädchen um, aber nirgends ſah ſie jemand, dem die Stimme angehören konnte. Kurz und mißgelaunt ſagte die Braut darauf gute Nacht und jeder trollte ſeinen Weg allein.

Dem Schloßkaplan war zu heiß und eng in ſeinem Stüblein geworden und er luſtwandelte darum im Irrgärtlein zur Nachtzeit. Da begegnete er dem Gärtner, der ihn demütig grüßte und vorüber eilte. Eine merkwürdige Scheu hatte den Mann erfaßt, als er den Prieſter ſah. Der aber rief ihn zurück, fragte und forſchte, was dem ſonſt ſo freundlichen Gärtner eigentlich fehle, bis dieſer ihm erzählte, was im begegnet ſei und

daß es ihm leid wäre, daß er dem Geiste nicht gefolgt sei.

„Nun", sagte der Kaplan, „derlei Wichte kommen wieder, du wirst sicher das schöne Frauenbild wieder sehen. Kann sie dein Gebet zur heiligen Dreieinigkeit vertragen und betet sie mit, kannst du ihr folgen bis ans Ende der Welt, ohne daß dir Leids geschieht. Wird sie eben bös, wenn du betest, da halt ihr den Hackenstiel hin statt deine Hand und schlag ein Kreuz."

Der andere Mittag kam und mit ihm das schöne Weib. Heute aber war sie noch holdseliger und lieblicher als gestern und der Gärtner stand steif und stumm und schaute sie nur an vor lauter Entzücken, und als sie ihm befahl mit ihrer süßen, lockenden Stimme, da folgte ihr der Tor. Sie schritt auf eine Felsenspalte zu und ging hinein. Der Gärtner wollte ihr schon folgen, da sah er am Felsen angelehnt eine Hacke stehen, die erinnerte ihn an des Priesters Wort. Er ergriff die Hacke, da wandte sich die Frau um und sagte: „Reich mir die Hand, ich führe dich!" Der Gärtner aber legte schnell den Hackenstiel in ihre Hand.

Eine helle Flamme umloderte sofort Hacke und Hand. „Alle guten Geister!" schrie in Angst der Gärtner, da tat es einen lauten Krach, die Felsspalte flog zu und der Geist war verschwunden, und die Luft ringsum stank nach lauter Schwefel.

Der Gärtner eilte zum Kaplan, erzählte dem sein Abenteuer und bat ihn, von der Geschichte zu schweigen. Wer sie aber aus dem Gärtner herauslockte, das war

sein lustiger Schatz. Des Mädchens flinkes Zünglein erzählte nun auch von der flüsternden Stimme, von ihrem Ohr, da wußte der Priester gleich, daß die schöne Erscheinung Satanas selber gewesen war oder eins seiner höllischen Wesen.

Der Herzog aber ließ ein Bild malen von der ganzen Geschichte und wenn es nicht entzwei gegangen ist, da kann's jeder noch heute besehen im Herzberger Schlosse.

26.

Das Spukeding im Herzberger Schlosse.

Husch, da war's wieder, und heute hatte es die alte Marie, des Schloßhaushaltes Schaffnerin, deutlich gesehen, es war ein Löwe mit einem häßlichen Menschengesicht.

„Augen wie der Schweinehirte, so schwarz!" schrie sie immer aufs neue, und wie der Hirte auch räsonnierte und schalt ob dem nichtsnutzigen Vergleich, die Alte beschrieb immer wieder die Ähnlichkeit des Spukedinges mit dem Manne und wie das Ungeheuer verschwunden sei drüben im Gange nach der kleinen Treppe.

Und gepoltert! Als wenn der Schweinehirte mit seiner ganzen Herde hinabgetrappelt sei.

„Na", sagte der alte Hirte, „wenn sie noch lange erzählen kann und ihr hört zu, da behauptet sie am Ende, ich habe die alte Sau und neun Junge durch den Schloßgang getrieben." Verdrießlich ging er nach dem Hofe und warf die Tür krachend ins Schloß. Kaum aber war er hinaus, als er zitternd und bebend wieder herein kam und stöhnte: „Es ist draußen!"

Die Herrschaft war schon seit längerer Zeit verreist und in den vielen bequemen Stunden, die da kamen, hatten sich die Dienstleute viel erzählt von der weißen Frau, von dem Hausgeiste und von der alten Königin von Engelland, die alle Jahre am Sylvester im Herzberger Schlosse auftauche. Dies waren alte erfahrene Diener, die sich das erzählten und die Jugend unter vierzig Jahren mußte den Mund halten, die verstanden so was noch nicht.

Nur der Jäger, das war ein „Neumod'scher" und dazumal fingen diese auch schon an und wollten nicht mehr an ein ordentliches Spukeding glauben. „Na", sagte die alte Schaffnerin, „er sollte dies nur mal sehen." Solches Ungeheuer war sicher noch nicht spuken gegangen und die Seele, die da drin steckte, die hatte sicher übles genug auf Erden getan. Und schon drei Abende hintereinander war die Erscheinung gekommen und geschwunden.

Drunten in Herzberg war die ganze Stadt voll Gerede über den Spuk, wo sich ein Schloßdiener sehen ließ, der ward ausgefragt, und wer etwas erschnappte, der trug's weiter und hing ein Stücklein daran. Aber um die Dämmerungszeit ging keiner in des Schlosses Nähe.

Am vierten Abend saßen droben im Gesindezimmer im Schlosse Diener und Mägde zusammen, tuschelten und flüsterten und wagten kaum ein lautes Wort. Jedes ehrliche Spukeding kommt dreimal, wenn es aber zum vierten Male erscheint, da ists was gefährliches.

Wer aber nicht bei den andern saß, das war der leichtsinnige Jäger mit samt seinem Schatz, der hübschen Lina. Die hatten aber auch noch keine Erfahrung, das waren noch die reinen Kinder, die würden das Gruseln auch schon noch lernen. Die zählten beide zusammen knapp fünfzig Jahre.

„Solcher Leichtsinn!“ sagte die alte Marie. „Wenn überird'sche Mächte spielen, wenn der Werwolf umgeht und ein fürstlich Schloß nicht schont, da treibt man sich nicht auf Gängen und Treppen umher!“

Ein gewaltiger Schlag ertönte. Überlautes Hundegeheul, entsetzliches Poltern und der Schrei einer Frauenstimme erscholl zu gleicher Zeit.

„Alle guten Geister, die sind verloren!“ schrien und ächzten die Erschrockenen im Gesindezimmer. Da tat sich die Tür auf. Lachend schritt der Jäger über die Schwelle, seinen Schatz hereinziehend.

„Marie, eine Laterne!“ rief er; aber da kam er schön an.

„Keine zehn Pferde holen mich aus dieser Ecke“, antwortete Marie. Der Jäger ging darauf selber in die Küche, zündete sich eine Laterne an und eilte der kleinen Treppe zu. Zaghaft folgte ihm Lina, mutiger der alte Hirte und der sagte:

„Ich ſteh dir bei, mag kommen, was da will.“ Luſtig lachte der Jäger und ſchritt die Treppe hinab. Droben aber ſtanden die beiden mutigen Haſenfüße Lina und der Hirt.

Drunten, am Fuße der Treppe, da lag lang ausgeſtreckt mit heraushängender Zunge des Metzgers großer Fleiſcherhund.

Wie 's weiter geht? Das kannſt du dir ſelber fertig denken, lieber Leſer, in der nächſten ſchlafloſen Nacht.

27.

Das Weingartenloch bei Oſterhagen.

Der König der Erdgeiſter und Harz-Alfen war übler Laune, wie noch nimmer bisher. Rieſige Leute hatten ſich's wohnlich gemacht auf dem Oberharze. Sie hoben Felsblöcke aus und benutzten ſie als Bauſteine zu ihren Burgen. Die Erdhöhlen wurden blosgelegt und die Erdgeiſter und Gnomen mußten immer mehr einflüchten in die Tiefe der Erde. Darum faßten ſie bittern Haß gegen die Rieſen und wo ſie es vermochten, taten ſie ihnen Schabernack. Die grollende Stimme des Königs durchdröhnte Berg und Thal, aber den Rieſen tat das wenig, ſie verlachten dieſe Feinde.

Gleich den Erdgeiſtern zürnten die Nymphen der Flüſſe und Quellen den Rieſen, und die Königin der

Nymphen und Nixen schloß ein Bündnis mit dem Erdgeisterkönig, und bald darauf ward sie seine Gemahlin. Ausrichten konnten sie nichts Erhebliches gegen das Reckengeschlecht, aber der König verbot seinen Untertanen streng, sich in irgend welchen Verkehr einzulassen mit den Feinden.

Besondere Not hatten die Geister durch Romar, den Sohn des Riesenfürsten. Er baute sich eine Burg mitten in das Reich der Nymphen und Gnomen und noch jetzt ragen zackige Felsstücke jener Riesenfeste empor unweit Lauterberg.

Der Erdgeisterkönig und seine Gemahlin hatten ein wunderschönes Töchterlein namens Ruhma, welche der Vater stets um sich haben wollte. Aber die Tochter der Nymphe begehrte störrisch in dem Elemente ihrer Mutter zu leben und erbettelte von den Eltern einen einsam gelegenen Weiher, darin sie herrschen und weilen konnte. Ihr Vater jedoch sandte Alfen in jene Gegend, die Tochter zu schützen vor Riesen und Zauberei anderer Geister. Um den kleinen See her blühten Lilien und Rosen und wenn Eis und Schnee dort war im Winter, Ruhma in jugendlichem Übermut die Eisdecke zertrümmerte und emportauchte aus der Tiefe, da war sie selbst anzuschauen wie Rosen und Lilien, und ihr bläulich Wolkengewand erglänzte von Perlen und Diamanten.

So sah sie Romar, der Riesenjüngling, und heiße Liebe erfaßte den Recken. Als die Frühlingstag- und Nachtgleiche herankam, als die Alfen ihr Lenzfest feierten und nicht Acht hatten auf die Königstochter, da schmückte

der Riese seine Veste mit Marmor und Goldblöcken, seine Genossen kamen aus allen Gauen des Landes, hielt fröhliche Hochzeit mit Ruhma und sie wohnte fortan auf der Burg, nur selten zurückkehrend in ihr Element.

Wenn der König kam, die Tochter zu besuchen, war sie niemals zu finden, soviel er auch das Tal durchrief mit seiner Machtstimme. Da raste der Alte hinweg und frug seine Gemahlin nach der Tochter, aber auch sie wußte nicht, wo Ruhma geblieben sei.

Mondschein lag auf der Erde, die Lilien blühten wieder und auf dem blauen blanken Weiher schwamm die Nixe. Sie sang und aus dem Walde kamen Rehe und lauschten. Ja, die Eichhörnchen, Vögel und Hasen kannten und liebten Ruhma. Von droben herab, von der Burg rief der Riesenknabe nach der schönen Mutter, die lachte schelmisch empor, dann verschwand sie in der Tiefe. Aber auf Wolkengebilden, vom Brocken her, nahte die Königin, hörte erstaunt das Rufen des Riesenkindes und sah das Verschwinden der Tochter.

„Ruhma!“ erklang die Stimme der Königin, und gehorsam dem Rufe der Mutter tauchte das Wasserweib empor. „Wer ist der Knabe, der dich Mutter nannte, der dich rief?“ fragte die Mutter. Da konnte Ruhma nicht leugnen, daß sie da oben Gemahl und Kind erwarteten, daß sie die Gemahlin des Riesenfürsten geworden. Ach, da weinte und klagte die Königin, sie fürchtete den Zorn ihres Gemahls und sie sagte der eigenmächtigen Tochter Lebewohl für immer.

„Ich darf nun nicht zurückkehren zu meinem König“, jammerte sie, „Furcht und Entsetzen erfaßt mich, hört er, daß sein einzig Kind die Gattin des bitterſten Feindes. Ruhma, Ruhma! Was tateſt du! Ich will dich ſchützen mit meiner Geiſterkraft wie ich vermag, doch mein Glück haſt du zerſtört. Lebe w ohl.“

Droben auf der Felſenburg tobte der Reckenknabe. Von Fels zu Fels ſprang er im luſtigen Zeitvertreib. Und die Mutter ſah zu mit Zagen und Stolz. Wie geſchmeidig und doch feſt waren die Glieder ihres Kindes, wie ſprang er ſo fein und doch ſo gewaltig, und die Auerochſen, die dort im Tale geweidet, ſtoben davon mit raſendem Gebrüll, als ein Felskloben neben ihnen zu Tale polterte.

„Ruchloſer Hund!“ erſcholl es drüben von der Bergwand, und erſchrocken ſchaute Ruhma hinüber. Wehe, da ſtand ihr greiſer Vater; er war es, der ihrem Kinde die ſcheltenden Worte hinüber ſandte.

„Vater!“ ſchrie Ruhma hinüber. „Er iſt mein Kind, fluche nicht weiter, halte zurück die bannende Rede, er iſt dein Blut!“

„Ha! verwünſcht! Waſſergezücht, tolle Brut, der nimmer und nimmer zu trauen!“ war die brüllende Antwort des Alten. „War's nicht genug, daß ich, der ſtolzeſte König, die Nymphe, die elende Nymphe zu meinem Weibe erhob? Daß ich ihr erbärmlich Geſchlecht zu meiner ſtolzen Sippe fügte? Konnte ich ſie, konnte

ich dich zwingen, mein Schloß zu bewohnen. Nein und nein, ihr mußtet zurück in euer schlüpfrig Element. Du, ihr Kind, aalglatte Nixe, erzwangest den See zu deinem Eigentum. Ich wähnte dich behütet und bewacht. Wer ist dein Gemahl? Ist es Romar, der Räuber?"

Da, plötzlich stand Romar neben Ruhma, umschlang sie, nahm seinen Knaben zur Hand und wandte sich hinüber zur Bergwand des Gnomenschlosses. Aber der alte König empfing ihn mit Jolen, ergriff Tochter und Enkel und schleuderte sie hinab in die Tiefe des Tales. Zerschellt und verendet lag das Reckenkind. Ach, sein Vater war ein Mensch, nicht ein Geist, und nur die Anerkennung der Großeltern, die Aufnahme in ihr Reich, hätte ihn umgeschaffen zum geistigen Wesen.

Täglich hatte Romar sein Weib gebeten, des Vaters Segen und Einwilligung zu holen zum Ehebund mit dem Feinde. Statt dessen hatte das Weib des Königs ihn verlassen, war zurückgekehrt in das weiche, schmeichelnde Wasser und glühende Wut faßte den Erdgeisterkönig, der sich verraten und verlassen wähnte von Weib und Kind.

Unversehrt stand Ruhma drunten am See. Weinend beugte sie sich über ihr totes Kind und streckte die Arme aus nach dem Gemahl, aber feuersprühende Drachen und häßliche Zwerge entquollen der Bergwand und warfen sich zwischen Romar und Ruhma.

Weinend warf sich die Nixe in ihren See, die Wogen sprühten auf und ringsum standen die Tiere des Waldes und schrien lange, als fühlten sie das Leid der geliebten

Pflegerin. Die Rehe hatten Tränen in den Augen, so erzählt die alte Sage, und vergebens mühten sich Romar und Ruhma, zueinander zu kommen, sich wenigstens noch einmal die Hand zu reichen; aber die Alfen und bösen Geister drängten sich in großen Scharen zwischen beide und Ruhma schrie auf vor Sehnsucht und Trauer. Sie rief nach ihrer Mutter, dann verschwand sie im Wasser. Die Felswand öffnete sich, eine weite, tiefe Kluft zeigte sich den Kämpfenden, das Wasser des Sees brauste hinein und grüne Wiesen erhoben sich, als wäre da nimmer ein See gewesen.

Alle ihre Perlen, ihr Gold und Geschmeide hatte sie mit sich genommen in die Tiefe der Höhle. Der Garten, der den See umgeben, verschwand; die Blumen welkten und düster sah es aus ringsum. Die Tiere entflohen und Romar kehrte einsam zurück in seine riesige Veste.

Ein Flüßchen eilte plötzlich leise rauschend das Tal entlang und seltsames Sehnen fühlte Romar nach dem kleinen Flusse; da stand er oft am Ufer und das Rieseln des Wassers erklang ihm lieb und vertraut wie eine Stimme. Und es war keine Täuschung, seine Ruhma hatte sich verwandelt in das Flüßchen und so konnte er wieder mit der Geliebten plaudern.

Wehe, da hatten Verräter dem zürnenden König berichtet, daß die getrennten Gatten wieder vereint seien zu neuem Bündnis. Und der König schickte wieder seine Untertanen, Felsenstücke und Kiesel schleppten sie herbei, die Ruhma zu vernichten, aber die Mutter, die mächtige

Nymphe, half der Tochter und das Waſſer der Ruhma ſuchte ſich neuen Weg. Und voll Wut rief Romar:

„Ich will hier ſtehen bis die Welt untergeht und keiner von euch Zwerglein ſoll mich vertreiben. Kaum hatte er ausgeſprochen, da war er in einen Felſen verwandelt, zu ſeinen Füßen aber erſchien wieder der See der Nixe. Der Felſen heißt noch heute der Römerſtein. Der See verſchwindet manchmal und manchmal iſt er wieder gefüllt. Der und jener will erklären, wie das zugeht, aber ich mag das nicht hören, denn ich glaube ſicher, es iſt Waſſer aus der Ruhma und die treue Nymphe ſendet ihre Wellen, den Gatten zu grüßen.

Das iſt die Geſchichte vom Weingartenloch und vom Römerſtein. Wer von den Perlen und dem Geſchmeide haben will, der muß danach aus ſein am Donnerstag nach dem Vollmonde, der auf die Frühlingstag- und Nachtgleiche folgt, da haben die Erdgeiſter ihr Feſt, und Ruhma wirft ungehindert dem Suchenden ihre Schätze zu.

28.

Der Magd Bette.

Es waren einmal ein paar Harzritter in arger Fehde miteinander. Der eine hatte ein Mädchen geliebt, war toll und wild hinter dem Fräulein her, und der andere hatte darum geworben mit Treue und Innigkeit.

Und der Walpurga hatte das minnigliche Werben des zweiten mehr behagt, als die tolle, wilde Art und Weise des andern. Darum reichte sie dem Diedrich ihre Hand und ihr Herz, und dem Hartwig flocht sie ein Körblein voll freundlicher Tröstung und guten Rates.

Damit war aber dem wilden Hartwig nicht gedient. Er zürnte dem Diedrich und der Walpurga gewaltig und schwor heiße Rache. Diedrich lachte darüber, denn seine Burg stand wohl verwahrt auf festem Grund und hohem Fels. Dichter Wald umgab die Burgwälle und drunten rauschte die Ecker. Ein Schleichweg nur führte zu einer Höhlung, mit kleiner Pforte, die war verschlossen und keiner kannte diese Pforte als die Burgleute Diedrichs. Nun hatten aber Diedrich und Hartwig einen Feind, der in früher Jugend Diedrichs intimster Freund gewesen war. Dem war auch die Pforte und der Schleichweg an Diedrichs Burg bekannt. Als nun einst Hartwig in einer Fehde diesen Feind gefangen nahm und nach seiner Burg führte, versöhnten sich die zwei und der Diedrich zog dabei den Kürzeren, denn der frühere Feind verriet an Hartwig Schleichweg und Pforte zu Diedrichs Burg.

Diedrich hatte ein kleines, schönes Töchterchen, ein lustiges Kind, das von Vater und Mutter innig geliebt wurde. Es hieß Martha.

Frau Walpurga saß im Erker der großen Halle auf dem eingemauerten Steinsitz und hatte Klein-Martha auf dem Schoße. Die Edelfrau wies hinab in das Tal, wo die Vögel sich schwangen und von Baum zu Baum

die Eichkätzlein ſprangen. Das Kind jubelte und ſtreckte die Armchen aus, denn greifbar nahe erſchienen ihr die kleinen Waldbewohner. Inmitten des Saales ſaß der Ritter Diedrich. Vor ihm ſtand ein blondlockiger Knabe, der aufmerkſam den Worten des Mannes lauſchte, denn der belehrte den Kleinen, wie ein echter Rittersmann ſein müſſe, wie er tapfer im Kampf, hülfreich den Bedrückten, offen in Feindſchaft, treu in der Minne ſein müſſe.

Der Knabe war eine Waiſe von edlem Geſchlecht und war von Diedrich aufgeleſen bei einer Fehde.

„Es blitzte dort eben im Walde", ſagte Frau Walpurga. „Aus blauem Himmel?" lachte Diedrich.

„Nein, nein, zwiſchen den Bäumen, da! da!" rief erſchrocken die Frau. Diedrich ſtürzte herzu, aber griff dann lachend Walpurgas blondes Haupt mit ſeinen gewaltigen Händen.

„Siehſt du Spuk am lichten Tage?" ſpottete er gutmütig.

Aber — er ſollte eines andern belehrt werden. Toller Lärm erhob ſich draußen in Hof und Burg. Weiberſtimmen ſchrien auf in Todesangſt und die ſchmetternde Stimme des Burgvogts ſchrie ſchier hülfeheiſchend nach Ritter Diedrich.

Der ſtürzte nach der Tür, griff nach dem hängenden Schwerte, aber im ſelben Momente fiel er getroffen vom wuchtigen Streiche eines eindringenden Mannes rückwärts und tat die Augen nimmer auf. Der unholde Mann war vermummt, der da eintrat, aber Walpurga

erkannte den wütenden Recken, es war Hartwig, ihr Todfeind. Und das Haupt, das noch vor Minuten umschlungen war von schmeichelnden Händen, es lag jetzt am Boden neben der geliebten Leiche Diedrichs. Hartwig und die eindringenden Mannen zerschlugen und vernichteten, was sie fanden und verließen nach gestilltem Rachedurst die Halle.

Unter dem Tische aber saß Konrad, der verwaiste Knabe, und tröstete sein Pflegeschwesterchen mild und lieblich. Und die Kleine schlief ein, träumte sich in der Mutter Arm und war selig im Traum.

So fand einer von Hartwigs Mannen die beiden Kinder, der nahm die Waisen mit sich, und als Hartwig davon hörte, ließ er's stillschweigend geschehen, daß die beiden Kinder auf seiner Burg blieben.

Aber — sehen mochte er Klein-Martha nicht. Wie ein scheues Vöglein floh auch sie von dannen, so oft sie den Hartwig sah. Er zog dann hinaus in Kampf und Streit. Daran fehlte es ja nicht in jenen Zeiten und kam lange, lange nicht nach Hause.

Konrad ward von den zurückgebliebenen Mannen Hartwigs zum Knappen erzogen mit andern Knaben. Treu und innig hing er an dem heranwachsenden Pflegeschwesterchen und beide gelobten sich dereinst, Mann und Weib zu werden, sobald Konrad Ruhm, Ehre und Lebensstellung erworben.

Erfreut war der zurückkehrende Ritter über den tüchtigen Knappen und verhieß ihm Ruhm und goldene Berge, falls er Treue und Glauben hielt zu seinem Herrn.

Konrad aber schüttelte sich innerlich und großes Grauen erfaßte ihn vor Hartwig, dem Mörder seiner Pflegeeltern. Ihm hatte sich Diedrichs Lehre zu tief eingeprägt und die wollte nirgend stimmen mit dem Überfall Hartwigs auf Diedrichs Burg.

In Martha sah Ritter Hartwig Walpurgas verjüngtes Ebenbild, darum warb er um die Jungfrau in eifriger Minne. Aber so schwer auch die Goldketten wogen und die schimmernden Stoffe gleich Sonnenschein glänzten, die er ihr schenkte, die Jungfrau sah in Hartwig nur wieder und wieder den Unhold, der ihr schönes Mütterlein und den lieben Vater Diedrich erschlug. Und wie auch Hartwig bat und warb, Martha blieb fest.

Mit Recht fürchtete Hartwig den Knappen Konrad, der seine Werbung störte, daher entfernte er den getreuen Knaben mit ehrenvollem Auftrage. Und als Konrad hinweg war, rüstete der Ritter zur Hochzeit, lud ringsum die Rittersleute zu Fest und Mahl.

Aber — als sie kamen die Hochzeitsgäste, war die Braut nicht zu finden. Ein alter Holzhauer wollte sie gesehen haben, fliehend zwischen den Felsen des Brockenfeldes. Da machte sich der Ritter mit seinen Kumpanen auf, das Mädchen einzufangen, aber — nirgends war eine Spur zu finden, weder auf Bergen noch in Tälern, in Dörfern und Burgen.

Mißmutig kehrte Hartwig heim in seine Burg und hier traf er den eben zurückkommenden Knappen Konrad, den Pflegebruder der Entflohenen. Wohl war seine

Botſchaft an den Ritter voll frohen Inhalts, doch das Herz des Knappen war traurig bis zu Tode.

Er wanderte hinaus, ſtieg von Felſen zu Felſen, bergauf, bergab und rief den geliebten Namen Martha ſo laut, daß das Echo der Berge ihn widerhallte. Eine andere Antwort kam nimmer.

Endlich, am dritten Tage, kam Konrad an eine Höhle, daraus ihm ein ſonderbares Licht zu dringen ſchien. Und ſiehe, hier auf felſigem Lager ruhete Martha, lieblicher als je. Wie überſtrahlt von glänzendem Lichte ſchlummerte die Jungfrau.

Glückſelig, daß er ſie gefunden, trat Konrad an das Felſenlager, aber — das Mädchen lag im Todesſchlummer.

Da blieb dem treuen Konrad wenig zu tun. Er ſorgte für des Mädchens letzte Ruheſtätte im Grabe, ſchnürte ſein Bündlein und ſchritt landauswärts.

Die Stelle, wo das Rittertöchterlein gefunden iſt, heißt noch heute Magdbette und iſt eine Erinnerung an die Zeiten der Willkür und treuen Minne.

29.

Der Goldkeſſel bei Lauterberg.

Einem jungen Bauer in Laßfelde war der Vater geſtorben und als der alte Mann begraben war und der Sohn auf eigene Fauſt anfing zu wirtſchaften, da

fand es sich, daß kein Geld im Kasten und das Futter auf dem Futterboden, das Getreide auf dem Speicher sehr knapp war.

Wie es zugegangen war, wußte Michel Schnappsack nicht; kurz, das Elend und die Armut war da und der arme Mensch hätte müssen verzweifeln, wäre ihm nicht die Hoffnung verblieben auf seine reiche Braut, die Tochter eines Kaufmanns und Ackerbauers in Lauterberg.

Aber diese Hoffnung erwies sich als sehr trügerisch, denn, wenn auch das Röschen dem jungen Manne zugetan blieb, so wollte doch der Kaufmann durchaus nichts mehr von einer Heirat zwischen den zweien wissen und verbot seiner Tochter jeden weiteren Verkehr mit dem verarmten Manne. Der ging trübselig von dannen und verlor alle Lust zum Weiterwirtschaften.

Und wie auch das hübsche Röschen den Kopf hängen ließ, der Vater kehrte sich nicht daran. Vergebens sann und sann Röschen, wie sie dem armen Michel könne zu neuem Reichtum verhelfen, es fiel ihr nichts ein. Die Zeit der Erfindungen war dazumal noch nicht und das Schätzefinden und -graben wurde immer seltener. Jede Zeit hat ihre Narrheiten und auch ihr Gutes.

Röschen wanderte hinauf nach dem Eselsborne und rief die dort spukenden Esel und die Schlüsseljungfrau, aber kein Spuk ließ sich sehen, sie rief nach der Frau Holle und dem wilden Jäger, aber die sonst so lockeren Geister zeigten sich nicht. Und als der Vater hinter das Treiben des Töchterleins kam, verbot er's ihr

ernſtlich wegen den Hexenprozeſſen, die zu jener Zeit im Schwange waren.

„Wenns Hinz oder Kunz merkt, daß du Geiſterſpuk rufſt, dann wirſt du verbrannt und alle Schätze der Welt können dir nichts helfen“, ſagte der Kaufmann.

Nun hatte das Mädchen einen alten Ohm, zu dem ging ſie und klagte ihr Leid.

„Ja, und das Schlimmſte iſt, du ſollſt den Seifert heiraten“, ſagte der Schneiderohm.

„Hat das mein Vater geſagt?“ erkundigte ſich das Mädchen.

„Ja freilich“, ſagte Meiſter Knarr, „und ich ſoll's dir beibringen.“

„Herr“, meinte Röschen, „das iſt ein gutes Zeichen, daß er mir 's nicht ſelber zu ſagen wagt, ſondern dir es aufträgt. Er iſt ſich alſo nicht hart genug gegen mein Bitten.“

„Das kann ſchon ſein“, ſagte Ohm Knarr und ſtichelte weiter. „Wenn der Michel Schnappſack ein paar ſchwarze Ziegenböcke hätte, wäre ihm wohl zu helfen.“

„Wie denn das?“ fragte Röschen.

„Ja, es darf kein Geſchwätz geben, ich muß es ihm ſelber ſagen. Verſchaffe du ihm nur ein paar ſchwarze junge Ziegenböcke.“

Michel lag im Bett und ſchnarchte. Ihm träumte, er ſäß drüben am Brückenſteine, und am Ufer des Baches täte ſich ein Loch auf, das war voll roter blitzender Goldſtücke.

Da klopfte es an das Fenster.

„Herein!“ rief Michel im Traum.

„Ja, wie soll ich wohl hereinkommen, er Naseweiß!“ schalt eine knarrende Stimme draußen. „Ich soll dir einen Gruß sagen von Röschen Unverhau, und hier wären ein paar schwarze Ziegenböcke.“

„Na,“ dachte Michel, „entweder hat mich einer zum Narren oder das Röschen ist verrückt geworden. Auslachen soll mich keiner. „Bindet das Viehzeug draußen an's Gatter,“ rief er hinaus, und dann schert euch zum Teufel. Schön Dank an die Jungfer Rose!“ Michel drehte sich um, daß die Bettlade knackte und knarrte und dann schnarchte er weiter.

Draußen tapste eins fort und schalt in sich ein:

„Konnte mir auch ein Hellerlein gegeben haben. Na, 's ist der arme Schnappsack!“

Die Ziegenböckchen aber hatten sich gar kläglich, rissen an den Stricken und schrien, als wenn sie sollten geschlachtet werden.

„Na, so eine Meckerei,“ schalt endlich Michel, als es Tag wurde, sah zum Fenster hinaus und gewahrte die kleinen kohlschwarzen Tiere.

„Was das nur soll?“ fragte sich Michel. Die beiden kleinen Nippels sehen ja aus, wie wenn sie grad aus der Hölle kämen, statt von Röschen als Geschenk. „Wenn das Geschenk von ihr ist, hat sie es gut gemeint,“ sagte sich Michel und holte die ungeberdigen Dinger herein in den warmen Kuhstall.

Hei, wie ſie hier munter wurden und fraßen und ſprangen. Und dem Michel machte es ſchier Spaß, ſich mit ihnen zu necken.

„So iſts recht!“ ſagte eines Tages der alte Schneider Knarr hinter ihm, als er wieder mit den Böcken nörgelte.

„An etwas muß einer Vergnügen haben, Meiſter Knarr,“ erwiderte Michel, „und da die Tiere von meiner Braut hergeſchickt ſind —“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief der Schneider. „Wende das Viehzeug nur an rechter Stelle an.“

„Wenn ſie ein Jahr ſind, will ich ſie ſchlachten,“ ſagte Michel. „Sie geben ein ſchön Fäßchen Pökelfleiſch,“ meinte die alte Magd.

„Hm,“ lachte der Schneider. „Ich — ich wollte dir das Brautwamms anmeſſen!“

„Mir? Wohl dem alten Hinkefuß, dem Seifert? Aber, ehe ich das zugebe, daß der meine Braut kriegt, drehe ich ihm den Hals um.“

„Sieh du nur dann nach deinem Halſe!“ meinte Knarr. „Jetzt komm, komm! Ich habe nicht lange Zeit.“

„Ach was, ich brauche kein Brautwamms!“ ſagte verdrießlich der junge Mann.

„Oder du willſt's einem andern zuwenden?“ ſagte Knarr. „Ich hab's immer ſo gut mit dir gemeint.“

„Ich denke, du haſt in kurzem Hochzeit.“

„Schneider! Ich glaube, ihr wollt mich verhöhnen?“ ſchalt jetzt erboſt Michel.

„Nein, das nicht,“ meinte Knarr, „ich will mir blos die reiche Kundſchaft nicht entgehen laſſen. —“

Ei, da wurde der Michel böse, nahm den Schneider beim Kragen und warf ihn hinaus. Der nickte, lachte und ging davon.

„Hätt's auch so gemacht," lachte Knarr, als er auf der Waldstraße gemächlich hintrollte.

„Der Michel ist ein Hauptkerl, läßt sich nichts bieten," sagte er zum Röschen, als er sie sah. „Doch die Böcke werden jährig, wenn der Michel die Zeit verpaßt, müßt ihr ihm ein paar andere Zwillingsböcke schenken."

„Habe Mühe genug gehabt, die beiden aufzutreiben," meinte Röschen. „Am Gabrielstage sind sie ein Jahr und der ist in drei Wochen."

In der nächsten Nacht hatte Schnappsack wieder jenen sehr besondern Traum. Er sah sich aber diesmal mit den beiden Ziegenböcken am Lauterberger Stege, und als er die Böcke neckte und sie, wie sie oft taten, auf zwei Beinen marschierten, fielen beide in ein Loch zwischen lauter Goldstücke.

Das war nun das zweite Mal, daß er im Traume an jener Brücke Gold sah, rotes Härzer Gold.

Und als er erwachte, lag ein Zettel auf dem Fensterbrett, auf dem stand: „Sei am St. Gabrielstag, um Mittagszeit, mit den Böcken an der Lauterberger Brücke."

Michel seufzte. Er hielt nicht viel vom Schatzgraben, aber der Wink war doch zu deutlich. Er ging noch am selbigen Tage zu dem Schneider und bat diesen, Röschen herbeizuholen.

„Das wird schwer gehen," sagte Meister Knarr. „Es ist heute Verspruch bei Röschen mit dem alten Seifert; aber ich will's versuchen, ob ich Röschen sprechen kann."

Und richtig, der alte Ohm brachte das junge Mädchen mit, als er zurückkam.

„Röschen, warte noch drei Wochen auf mich," bat der junge Mann. „Drei Wochen Aufschub gibt dir der Vater." Röschen schüttelte betrübt den Kopf und sagte: „Ach, lieber Michel, für uns ist alles aus, ich habe den Vater so viel gebeten, daß ich's selber überdrüssig bin. Und der Seifert will ja sagen, ich wär eine Hexe, wenn ich ihn nicht nehme, er hat mich belauscht, als ich droben am Kreuzwege nach der Frau Holle gerufen habe."

So schien denn für Michel jede Hoffnung abgeschnitten zu sein. Traurig begab er sich auf den Heimweg. Nein, nun wolle er an kein Schatzheben, an keine Liebe, an kein Gutes mehr denken, als an die Arbeit. Der aber gab er sich hin bis tief in die Nacht hinein. Die Nachbarn und seine alte Magd wußten nicht mehr, was sie von ihm denken sollten. Er schickte den Knecht fort, ja, er hätte die alte Magd auch noch fortgewiesen, wenn er sich nicht vor ihrer Grobheit gefürchtet hätte. Sie war schon lange im Hause, schon als der Michel noch ein kleiner Junge war.

So rückte denn der Gabrielstag heran, ohne daß Michel oder Röschen noch eine Hoffnung an diesen Tag geknüpft hätten. Michel arbeitete wie toll und Röschen kümmerte sich um keinen Menschen auf der

Welt. Ihrem Bräutigam mit dem widrigen Lachen, dem war sie bitter gram, und auf großes Eheglück brauchte er darum nicht zu rechnen.

Der alte Knarr kam wieder zum Michel und brachte ihm Grüße von Röschen.

„Ihr seid ein alter Kuppler," sagte Michel. „Wenn ihr nicht hättet immer hin- und hergeschwatzt, da hätten wir nicht so viel Hoffnung behalten."

„Undank ist der Welt Lohn," meinte der Schneider. „Ich wollte eigentlich heute da zu der alten Schachtel, der Hannemarie."

„Der Teufel ist seine alte Schachtel!" schrie die Magd, daß der Schneider sich zusammenduckte.

„He, wie wars? Hannemarie? Bist nicht aus dem Halberstädtischen und bist eigentlich eine Frau Liebste gewesen?" „Woher weißt du denn das, alter Horcher?" fragte sie erstaunt. „Hats doch kein Mensch gewußt, als der Bauer und seine Frau."

„Und wo ist der Mann zu der Frau?" fragte der Schneider.

„O," meinte die alte Frau, „der ist weg von der Erde, er wollte Schätze graben, ist mit Venedigern auf und davon und ist nimmer wiedergekommen."

„Doch," behauptete der Schneider. „Er ist wieder da und freit um das Röschen, dem Michel seine Liebste, und der Verspruch ist halt gewesen."

„I, der Dunderja?" rief die alte Frau, warf die Pantoffeln davon, fuhr mit den Füßen in die Sonntagsschuh, hing sich den kattunen Mantel um und flitzte auf

der Landstraße lang, wie ein jung Mädchen, das seinen Schatz drei Tage nicht gesehen hat.

Das gab ein Gelärm, als die Alte, die rüstige Siebzigerin, in das Kaufmannshaus kam und ihren Gustäveken suchte, und in der Staatsstube fand neben dem blassen, schönen Röschen.

Ein schöner stattlicher Regenguß von Schelte floß auf das Haupt des Mannes. „Und nun komm, zeig mir, wo du wohnst, und ich will wieder deine Frau sein," sagte sie zuletzt und nahm den ganz Betäubten mit sich. Am andern Tage aber erzählten sich die Leute, der Seifert wär auf und davon, wär wieder hinaus in's Venedig. Die Hannemarie zog wieder zum Michel, denn der Seifert hatte seine Reichtümer entweder mitgenommen oder gut versteckt. Es fand sich nichts davon.

Keiner aber war froher als Röschen. Sie buk dem Ohm Knarr einen dicken Kuchen und sagte: „Ohm Knarr, die Leute sagen zwar, du klatschest Land und Leute zusammen, aber ich weiß dir's Dank, daß du mir den alten Sünder fortgeklatscht hast." „Das soll wohl sein!" sagte der Schneider und biß vergnügt in den Kuchen.

Michel war stillvergnügt. Er hatte den Glauben, daß er noch einmal zu Geld käm, wieder gewonnen. Als der Gabrielstag war, nahm er die beiden Böcke an Stricke und trollte mit ihnen fort auf Lauterberg zu. An der Brücke machte er Halt, fing an, die beiden Ziegenböcke zu necken, sie stellten sich auf die Hinterbeine und gingen zornig aufeinander los; sie zerstampften

das lockere Erdreich, und siehe da, als er genau hinsah, stand da in einem Erdloche ein Kessel mit Gold. So hatte er 's im Traume gesehen. Er hackte den Kessel an, und wollte dann seine Ziegenböcke wieder anbinden, die waren aber und blieben verschwunden. Es können doch — man kann's nicht wissen — Spukedinger gewesen sein, denn hier und da hat sie nachher einer im Walde gesehen. Die Hochzeit ließ nun nicht mehr auf sich warten, denn als der Kaufmann hörte, daß der Michel einen Acker nach dem andern zukaufte, da besuchte er ihn und fragte, ob er denn nicht sein Schwiegersohn werden möchte. Da hat der Michel genickt, und als das Röschen davon hörte, hat sie auch nicht den Kopf geschüttelt.

Die alte Hannemarie blieb im Hause Michels bis an ihr Ende und der Knarr war ein gern gesehener Gast für Michel und Röschen.

Vom alten Seifert hat keiner wieder was gehört.

30.

Der Steiger in Andreasberg.

Einem frommen, alten Steiger in Andreasberg, der viel zu leiden hatte durch den Haß anderer Bergbeamten, war sein Leben eine Last und eine Not. Treu und fest war dieser Steiger wie keiner, und vor allen

Zeiten soll in den Bergwerken viel Trug und Diebstahl daheim gewesen sein.

Die Bergleute waren eines Morgens versammelt und harreten des Steigers, um zu beten, wie es Sitte ist im Bergwerk. Aber der alte Mann blieb lange aus, und als er endlich kam, bemerkten die Männer, daß er seltsam erregt war. Stockend war heute seine Redeweise und sein „Glück auf" zuletzt klang wenig heiter.

Und der alte Mann hatte guten Grund zu solchem Gebahren, denn eben war ihm sein Weib gestorben, und es ward ihm schwer, heute der Pflicht zu genügen. Armut und Sorge war sein Los gewesen von jeher und seine Maria hatte ihm treulich tragen helfen an schwerer Lebenslast. Nun war sein Haus verwaist. Sein kranker Sohn war daheim mit dem Enkel, denn auch die Schwiegertochter war vor kurzem verstorben. Mathilde aber, des Steigers einziges Töchterlein, war ein liebliches, stilles Wesen, das sich wenigen anschloß und darum um so liebevoller an den Ihrigen hing. Nun war sie recht verlassen, denn der Bruder hatte wenig Worte seit dem Tode seiner Frau, brütete still vor sich hin und stöhnte nur zuweilen.

Neben des Steigers Häuschen wohnte ein falscher, heimtückischer Heuchler. Auf redliche, einfache Menschen machen solche böswilligen Leute einen erschreckenden Eindruck, und darum hielten sich die Steigersleute fern von dem unangenehmen Nachbar.

Die ersten Trauertage gingen vorüber und der alte Steiger hätte sich wohl geschickt in Treue und im Stillesein

zu Gott, jedoch die bitterste Not brach herein und die Sorgenwellen schlugen ihm über dem Kopfe zusammen. Da geschah ihm Sonderbares eines Morgens. Er ging für sich hin im Schachte, als plötzlich aus felsiger Druse ihn Wassertropfen trafen. Kichernde Stimmen erklangen, wie aus dem Felsen kommend, und bröckelndes Gestein fiel links und rechts neben ihm nieder. Besorgt schaute er um sich und gewahrte im Flimmer des Unschlittlichtes eine Ader weißleckenden Silbers. Er hob sein Licht und trat heran, die Stelle genauer zu sehen, doch wich er erschrocken zurück, denn dicht unter der Silberader stand, wie in Fels gehauen, ein winziges Männlein mit langem Bart. In Bergmannshabit war der Kleine gekleidet und vom Gürtel herab hing ihm ein Bergmannskrüsel.

„Ich glaube, du bist ein ehrlicher Mann, darum sei dir geholfen, du Armer," sagte das Bergmännlein. „Hier ist eine Wurzel, zum Andenken an mich. Glück auf!" Das Männlein war im Nu verschwunden und der Steiger glaubte, geträumt zu haben, die Wurzel in seiner Hand überzeugte ihn jedoch, daß er wirklich einen Berggeist gesehen.

Sonderbar bewegt ging er heim. „Glück auf!" flüsterte er. Glück auf heißt's oft im Bergmannsleben. „Wo ist das Glück, wenn das Liebste hinausgetragen wird, und in die Erde gebettet? Wo ist das Glück, wenn Krankheit und Sorge das meiste ist, was man erlebt?" Aber strafend antwortete das Gewissen des frommen Mannes und seine Seele führte ihn aufwärts. Die Trostrede des Paters hatte vor acht Tagen so

herrlich gelautet: „Wandelt im Licht.“ Hieß es im Lichte wandeln, wenn er eitles, irdiſches Begehren nach Glück und Sorgloſigkeit mit ſich trug?

Gedankenvoll legte der Steiger die Gabe des zwergigen Geiſtes aus der Hand. Schnell ergriff der kleine Enkel die blitzende Stufe. „Ah, Silber!“ frohlockte der Kleine.

Erſtaunt blickte der Großvater. Dann lachte er halb höhniſch: „Ah! haſt mir helfen wollen, kleiner Kamerad? Als wenn Silber aus dem Bergwerk mir gehörte!“

Da trat, ohne zu klopfen, der Heuchler, der Nachbar, herein, ſonntäglich war er gekleidet.

„Alle donner ja,“ ſagte er. „Habt ihr da ſchönes Silber!“

„Was geht das euch an? Was wollt ihr hier?“ fragte der Steiger.

„Will nur einmal fragen, wie es euch geht!“

„Gebt euch keine Mühe, Nachbar,“ unterbrach der Steiger den Sprechenden. „Wir wiſſen genau, wie ihr von uns ausſprecht. Nichts für ungut.“

„Das ſoll euch gereuen!“ ſchrie Gerhardt (ſo hieß der Freier) und ging hinaus. Sein Weg führte zum Berghauptmann, wo er erzählte, daß er in der Wohnung des alten Steigers ein großes Stück ungegoſſen Silber geſehen habe.

O weh! Der Steiger war eben daran, den Obern die Gabe des Berggeiſtes hinzutragen, da traten Häſcher herein und der arme alte Mann ward gebunden und gefangen geſetzt.

Wohl zeugte laut die Stimme des Volkes für den Greis, aber die Richter, vor die der alte Mann geführt ward, dachten nimmermehr Volksstimme, Gottesstimme, sie glaubten dem schuftigen Zeugen und dessen gedungenen Genossen, und der alte Steiger ward nach den Gesetzen jener Zeit zum Tode verurteilt.

Die letzte Nacht im Kerker! Ein Sternlein blitzte von droben herab und leuchtete dem einsamen Manne. „Was ist Redlichkeit? Was half all' mein Tun, was ist all' mein Trachten und Arbeiten gewesen, als Ehrlichkeit? Und nun der Triumph eines Schelmen geht über mich dahin?" Und als er so verzagt daran dachte, wie sein ehrlicher Name gebrandmarkt werde, wie alles, alles verloren sei, da war ihm plötzlich, als rief eine Stimme: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben des kein Gewinn, das Reich Gottes muß uns bleiben!"

Friedlich schlief der Arme die Nacht hindurch, ruhig schritt er am andern Tage zum Richtplatz. Schon rüstete der Henker sein grauses Werkzeug, trat dann zu dem Steiger, ihn, alter Sitte nach, um Vergebung bittend, da sagte der Steiger: Wohl sei vergeben euch, denn ihr seid nur ein Werkzeug kurzsichtiger Richter.

„Haut zu!" schrie da wütend der Richter, der das Urteil besonders befürwortet hatte, aber des Greises Stimme übertönte laut die Worte des Richters:

„Richte du, ewiger Richter, und verhilf mir zu ehrlichem Namen! Nicht rot soll mein Blut sein, sondern schneeweiß. Schneeweiß wie meine Unschuld!"

Die steinerne Renne.

Der Wind spielte mit den Silberlocken des Greises. Der kniete nieder und rief: „Gnade, Gnade, du Höchster! Maria, ich komme.“ Das Schwert durchsauste die Luft und das ehrwürdige Haupt rollte in den Sand. Hoch auf aber sprühte ein schneeweißer Strom über den Richtplatz.

Tausendstimmiger Ruf brüllte laut: „Unschuldig!“ Aber zu spät, zu spät!

Wolken verhüllten plötzlich den blauen Himmel. Blitze fuhren hernieder, es rollte und toste im Bergwerk, es rollte und toste droben am nachtdunkeln Himmel; die Schächte stürzten zusammen, und deutlich, deutlich war im Naturspiel das Mene mene tekel zu lesen, der Richtspruch des Höchsten über Willkür, Verrat und die Lüge.

31.

Die Schnarcherklippen.

War es (in alten Zeiten) am Brocken erwiesen, daß ein Weib nicht ein fein säuberlich Menschenkind war, wie andere Leute, da wurde es an den Schnarcherklippen verbrannt. Ein weniges klatschen, sich mit andern raufen, oder gar ein bischen stark mausen, das war nicht so schlimm, das wurde nicht so arg bestraft. Der Härzer soll dazumal gesagt haben: „Der liebe Gott läßts für alle wachsen.“

Aber es gab Leute, namentlich Frauen, die verstanden sich auf die schwarze Kunst, das heißt, sie konnten hexen: Bald wurden Kühe krank, bald Kinder, bald siechte ein Männlein oder Weiblein hin am zehrenden Fieber und — das mußte jeder merken — dann hatte stets eine Hexe die Hand im Spiele.

Es gab auch Männer, welche sich mit dem Geschäft der Hexerei befaßten, aber doch weniger als Frauen. Die Schäfer wußten manches, wovon sich die Schulweisheit nichts träumen läßt, aber Schäfer sollen wenig verbrannt sein. Einesteils waren sie ganz nützliche Menschen, die für ein Stück Speck ein gebrochenes Bein schief anheilten, zweitens fürchtete man sie auch wohl, drittens und letztens — die Schäfer machten nichts ins Teufels Namen.

Von den Frauen hatte man am meisten die Müllerfrauen auf dem Striche. Erstens wurden die am meisten bekannt mit den Leuten wegen der Mahlkundschaft, zweitens wohnten die Müller abseits vom Dorfe, ungesehen konnten da die Müllersleute mit dem Teufel hantieren, Punktum.

War da ein lustiger Müllergesell, Peter Hannes hieß er, der fürchtete sich vor nichts in der Welt, denn er hatte den dreißigjährigen Krieg mitgemacht als Landsknecht. Viel Beute hatte er gerade nicht gesammelt, aber ganz zuletzt, als der Friede bald kam, da hatte er sich noch dazu gehalten und hatte sich eiligst was gespart. Nun zog er nach dem Harze, denn da war er daheim. Aber als er nach Elend kam, da fand er, daß

seine Liebste ein verhuzelt alt Weiblein geworden war, gab ihr ein paar Goldfüchse und suchte das Weite.

Gar zu weit sollte er indes nicht kommen, denn in Schierke blieb er in der Mühle hängen und fing sein altes Handwerk wieder an und zwar bei der jungen Müllerswitwe. Das Geld scheffelte nur so und das gefiel dem Hannes, er sagte zur Müllerin:

„Du hast was und ich hab was, zweimal was gibt großen Haufen; wir wollen uns zusammentun.“

Die Müllersfrau mochte aber nicht, denn in Peters Gesicht hatte die Zeit und das Herumtreiben wüste Grüblein gefurcht, und sie meinte: „So einer wie ihr kommt alle Tage wieder.“ Hui! Da war Peter Hannes giftig und paßte der Müllerin auf die Finger. Und wirklich merkte er bald darauf, daß die Müllerin alle Abend Besuch kriegte, der aber zum Schornstein herein kam.

Da ging Peter Hannes zum Dreimännergericht — (ich glaube nach Hasselfelde) — und gab die Hexe an, denn — Unrecht konnte Peter einmal nicht leiden.

Als er am Abend nach Haus kam, hatte ihm die Müllerin ein Warmbier hergerichtet, denn sie meinte, er wär bei der Kundschaft gewesen, aber der kluge Peter merkte die Absicht und meinte, „sie weiß, was ich getan habe, und will mich nur umstimmen, das soll ihr aber vorbei gelingen.“ Er trank noch verschiedene Schnäpslein, schüttete Korn auf und legte sich auf einen Mehlsack.

Da kam eine Katze herein und miaute zum Erbarmen, dann kam eine zweite und machte es noch kläglicher.

Und eine nach der andern kam und sie saßen im Kreise in der Mehlstube, klagten über schlechte Zeiten und ungetreue Liebhaberschaft, über Mäuse und Ratten und über betrunkene Müllergesellen.

„Wohär?“ fragte eine graue Katze.

„Von Su—u—uf!“ rief eine schwarze.

„Lü—ü—ü—e—be!“ moraute eine dritte.

„Ich auch!“ sagte eine niedliche, gefleckte.

„Büste stü—ül,“ sagte borstig ein alter schnurrbärtiger Kater und streckte ihr eins über, daß sie quiekte.

Da riß der Müllersbursch sein altes Schwert von der Wand und hieb nach den Katzen.

„Miau!“ brüllten alle und stoben davon. Aber auf dem Fußboden lag eine zarte, weiße Tatze. Friedlich schlief nun der wackere Peter bis zum Morgen, da weckte ihn auf einmal ein furchtbarer Schrei. Er erwachte und sah, wie die Magd sich um die Müllerin mühete, und er sah, daß der Müllerin die rechte Hand fehlte. Sie hätte sie abgemahlen, sagte sie.

Ja, wenns der Müllergesell nicht besser gewußt hätte! Er hatte ja der Katze die Pfote abgehauen. Die vom Gericht ließen nicht lange auf sich warten. Die Müllerin ward gefangen und verhört. Was halfs, daß sie angab, ihr Liebster sei ein Schornsteinfeger, was halfs, daß die Magd mit tausend Eiden beteuerte, die Hand sei abgemahlen. Die Magd konnte froh sein, daß sie davon kam.

Ein mitleidiger Menschenfreund, der manchmal den Menschen als furchtbarer Feind erscheint, erbarmte sich

über die junge Müllerin. Der Freund hieß der Wahnsinn. Lachend nahm die Frau die Folterqualen auf, lachend bestieg sie den Scheiterhaufen und ihre Stimme überschallte das Knattern der brennenden Fichten.

Drunten im Tale im Graben, wo er am tiefsten ist, lag der Leichnam des Schornsteinfegers. Lachst du, Leser? Doch nicht, doch nicht. Wahnsinn und Tod sind treue Freunde für Leute, die da vergebens kämpfen gegen den Wahn betörter Menschen. Vorüber ist die gute alte Zeit und das Wort hat Klang: Richter, richte richte recht, Gott ist Herr und du sein Knecht.

Wer recht hinschaut, der kann das Bild der Müllersfrau in den Schnarcherklippen herausfinden, denn als der Scheiterhaufen zusammenstürzte, stand steif und stolz der Müllerin versteinerte Gestalt da.

So, nun erzähl ich nimmer ein Märlein von Müllersleuten im Harze, obgleich 's noch viele solche Märlein gibt, denn ich habe viel gute Freunde in den Harzer Mühlen und — die könnten mir gram werden.

32.

Elend.

Ein alter geiziger Fuhrmann hatte sich angewöhnt, in jeder Verlegenheit zu sagen: Mutter Maria! Ist das ein Elend! Einst hatte dieser Fuhrmann eine

große, schwere Fuhre Wein durch das Harzgebirge zu führen. Die Wagen knarrten unter der Last und die Glocken am Pferdegeschirr klingelten lustig, die Sonne schien hell, so wars dem Manne recht. Er dusselte neben den Pferden her und rechnete aus, wieviel er verdienen mußte an seiner Ladung: Zehn Gulden und zwanzig Kreuzer — nein, halt am Faß nur einen halben Gulden und das Draufgeld — das macht —

Da hielt der Wagen und alles Berechnen hörte auf, die Pferde ruckten und zuckten, aber der Wagen rührte sich nicht. Ja, da waren die Tiere in den Bruch geraten, der Wagen fing an mit den Hinterrädern einzusinken und als der Fuhrmann eilte, die Hinterräder durch einen Leiterpfahl zu heben, fing er selbst an in den Bruch zu sinken. Eiligst lief er vor zu den Pferden, hieb auf die Tiere ein, redete dann wieder gütlich, aber alles half nichts, die Pferde konnten ziehen soviel sie vermochten, der Wagen sank tiefer und tiefer ein, statt sich von der Stelle zu rühren. Hülflos sah sich der Fuhrmann um.

Die Sonne schien so hell wie vorher, rings blühten Blumen, Schmetterlinge gaukelten über den Bruch hin, als wär die trügerische Stelle die schönste, sicherste Wiese. Der Fuhrmann sah weit und breit keine Hülfe. Da — eine sehr schöne Frauengestalt wandelte daher, sie erblickte den Wagen und die Not des Fuhrmanns.

„Was habt ihr denn hier über den Bruch zu fahren, lieber Alter?“ fragte die Frau.

„Mutter Maria, ist das ein Elend! stöhnte der Fuhrmann und erzählte dann, daß die Pferde zu weit links gegangen seien und er habe es nicht bemerkt, weil er gerechnet habe."

„Ja ja, wer da rechnet, muß zweimal rechnen." sagte mildlächelnd die Frau. „Doch, es ist heiß, ich bin durstig, gebt mir einen Kelch Wein." „Ich habe keinen Kelch," antwortete mürrisch der Fuhrmann. Da bückte sich die Frau und pflückte eine Weidenblüte. Mit großem Staunen sah der Mann, daß die Blüte sich in der Hand der Frau in einen Kelch verwandelte. „Füllt ihn mir, dann helf ich euch." Da wagte der Fuhrmann nicht zu widersprechen, mühsam kletterte er auf den Wagen und füllte den zarten Kelch. Die Bittende nahm den Wein und sagte: „Nun sollst du gleich aus deinem Elend erlöst sein," trank den Kelch leer und war dann plötzlich verschwunden.

Die Pferde zogen an und siehe, der Wagen hob sich und fuhr sicher und leicht über die schlimme Stelle hinweg. Nun merkte der Mann, daß sein Gast eine Unirdische gewesen, wohl gar die Jungfrau Maria selbst.

Die Stelle, an welcher das eben erzählte Geschichtlein sich zugetragen, hieß von da an „zum Elende". Später ist dort ein Kloster für fromme Frauen erbaut und die Kirche davon heißt noch heute „zum Elend" und um sie her steht das Dorf Elend.

33.

Die Sachſaer Zwerge.

Als noch die Zwerge zwiſchen und mit den Leuten lebten, letzteren aushalfen in jeder Sorge und Verlegenheit, da wars nett auf der Welt, da konnten ſich die armen Menſchen beſſer helfen als heutzutage. Schade darum, daß es anders iſt als damals.

War ein luſtiger, flinker Barbier in Sachſa, arm wie Hiob, liſtig wie Eulenſpiegel, luſtig wie Kyau und log wie Münchhauſen.

Ob er nun einem Zwerglein etwas zu Liebe getan, oder ob er ſich hatte einzuſchmeicheln gewußt, wer weiß es. Kurz, wenn er in Sorge war, ging er hinaus zu den Zwerglöchern, rief nach den kleinen Höhlenbewohnern und erhielt, was er begehrte.

Aber, der Schalk ſaß ihm im Nacken, und als er einſt einen Zwerg barbierte, ließ er ihm auf einer Seite den Bart ſitzen und das Zwerglein ſaß heulend und ſchreiend da und konnte das große Feſt, das die kleinen Leutchen halten wollten, nicht mitfeiern, ſondern mußte ſich verſtecken, denn die andern Zwerge lachten und ſprangen wie toll. Aber — ſie ärgerten ſich doch, daß der Barbier ihrem kleinen Genoſſen ſolchen Streich geſpielt hatte.

Die Barbierfrau ſchalt, als ihr Mann ſeinen Streich erzählte.

„Die guten Zwerge!“ sagte sie. „Ei, ei! Sie haben uns so viel zu Liebe getan, und werden es nun nicht mehr tun.“

Doch — der Barbier merkte keinen Unterschied zwischen sonst und jetzt. Er ging aus und ein, vor wie nach, und die Pforte im Gebüsch, die sonst kein Mensch wußte, war stets für ihn geöffnet.

Nun war einst eine große Hochzeit in Sachsa. Alle, die etwas galten, waren dazu geladen, nur der Barbier nicht. Das ärgerte ihn sehr, denn erstens aß er gern etwas gutes, zweitens kränkte es ihn auch, daß ihm die Ehre nicht angetan war, eingeladen zu werden. Er erzählte seinen Kummer dem Zwerge, dem er damals den Streich gespielt hatte, und der sagte gutmütig:

„Hingehen kann ich einmal nicht, ich habe andres vor, so will ich euch denn meine Tarnkappe leihen und ihr könnt wenigstens ungesehen miteſſen.“

Das nahm der Barbier gern an, nahm die Tarnkappe gleich mit und bedankte sich zehnmal.

„Ach, das geschieht ja gern!“ meinte der Zwerg. „Ihr seht, daß ich nicht nachtrügisch bin. Wir haben gelacht über euren Spaß und das soll unvergessen sein!“

Vergnügt sprang der Barbier nach Hause, schnüffelte vergnügt die schönen Bratendüfte des Nachbarhauses ein und fastete zwei Tage, um bei der Hochzeit desto gründlicher einschlagen zu können.

Hirsebrei und Schweinebraten war das erste Gericht, das aufgetragen wurde. Der Braten ging in der Reihe herum, jeder nahm davon, und dann standen die

Schüſſeln auf dem unterſten Ende der Tafel. Da tappelten leiſe Schritte, die Hochzeitsgäſte ſahen ſich an: „Die Zwerge!“

Stückchen um Stückchen verſchwand vom Braten. Die Hochzeitsleute ſahen es, nickten und lächelten. Keiner aber ſah die kleinen Gäſte. Die hatten ihre Tarnkappen angetan, die ſchützten und machten unſichtbar.

Aber — was war denn das? Da verſchwand ja Stück um Stück vom Tiſch. Der größte Braten war bald der kleinſte und die Gäſte fingen an, ſich zu grauſen. „Iſt wohl ein Geſpenſt dazwiſchen?“ fragten ſie ſich.

„Jetzt iſt's Zeit!“ wisperte ein Zwerg dem andern zu. Sie nahmen plötzlich dem unheimlichen Eſſer die Tarnkappe vom Kopfe und — alle Gäſte ſaßen ſtarr vor Staunen, denn da ſaß lang und dürr der ungeladene Barbier, glaubte ſich noch immer ungeſehen und aß weiter. Wie auf Befehl aber ſtürzten jetzt alle männlichen Gäſte auf den Ungebetenen, ſtäubten ihm mit ungebrannter Aſche den Kittel aus und ſetzten ihn dann an die Luft.

Er ſoll drei Tage im Bett gelegen haben und die Sachſaer liefen unraſiert umher. Als aber der Mann wieder geſund war, lief er zornig nach dem Gebüſch, wo die Pforte geweſen, doch ſie war und blieb verſchwunden.

So war denn der erſte Riß in die Freundſchaft zwiſchen Zwerge und Bürger gekommen. Nörgeleien aller Art kamen hinzu. Die Bürger buken Kümmel in

das Brot, die Zwerge konnten das nicht vertragen, litten häufig am Magen; dann wieder nörgelten die Kinder mit den Zwergen, oder die Frauen, die keine schönen Kinder hatten, behaupteten, das wären ihre Kinder nicht, die Zwerge hätten sie gegen ihre Kinder vertauscht. Kurz — die Zwerge hatten viel Verdruß und beschlossen, auszuwandern.

Da sie aber immerhin den Sachsaern Dank schuldig zu sein glaubten, schickte der Zwergenkönig einen seiner Leute zum Bürgermeister und ließ ihn fragen, ob die Bürgerschaft lieber wollte ein ewiges Bergwerk haben, oder von jedem Zwerg einen Heller.

Die Herren vom Rat berieten sich, sie hörten auch der Leute Meinung und alle waren dafür, von jedem Zwerge einen Pfennig zu nehmen. Sie ließen das dem Zwergkönig sagen und der forderte, daß am nächsten Tage ein leeres Scheffelmaß sollte auf dem Markte stehen.

Sie kamen in langer, schier endlos scheinender Reihe an, die Zwerglein von Sachsa, warfen jegliches sein Hellerchen in das Scheffelmaß, kling, kling, hinein und wanderten betrübt weiter mit den Bündeln, die sie trugen.

Seit dieser Zeit hat man keinen Zwerg wieder in Sachsa und im Harze überhaupt gesehen. Die neue Zeit kam heran mit ihren Maschinen und Fabriken. Die Berge werden durchwühlt und — das wäre den Zwergen sicher zu unruhig.

34.

Walkenried.

Im zwölften Jahrhundert nach Chriſti Geburt war das Amt und Gut Walkenried im Beſitz eines Grafen Klettenberg. Dieſer hatte eine ſehr fromme Gemahlin, Adelheid, welche ſtetig wähnte, ihr Leben ſei nimmer fromm, ihr Wandel nicht gottſelig genug, daher beſchloß ſie, ein Kloſter zu ſtiften und all ihr Hab und Gut, ſoweit es ihr entbehrlich, an dies Kloſter zu wenden.

Sie reiſte nach Köln am Rhein und brachte von dieſer Reiſe etliche Mönche mit, welche ihr helfen ſollten bei der Gründung und dem Bau des neuen Kloſters; unter den Mitgekommenen war ein geſchickter Baumeiſter. All ihren Schmuck gab Frau Adelheid hin und es erfreute ſie nichts ſo ſehr, als der Bau des Kloſters und das Gedeihen ihrer Stiftung.

Ihre Bitte und Gebet, ihr Denken und Wollen gehörte dieſem Kloſter und ſie forderte nur, begraben zu werden in der Kloſterkirche und teil zu haben an dem Lohn der guten Werke der Mönche. Und als die fromme Stiftung geweihet ward, da ließ die Gräfin einen Segen niederſchreiben für den, welcher dem Kloſter zugetan ſei und es beſchenke, einen bitterböſen Fluch aber dem, der dasſelbe beſchädige oder zerſtöre. Bösgrauſige Worte ſind es, welche der Fluch enthält.

Der Segen aber erfüllte ſich und lockte viele an. Grafen und Herren, Bürger und Bauern beſchenkten

das Kloſter Walkenried und Adelheid ſah noch voll ſtolzen Glückes das Gedeihen ihres Werkes. Als ſie ſtarb, ward ihre Leiche in Walkenried begraben.

Die Gelehrſamkeit und Kunſt war daheim im Walkenrieder Kloſter, Arme und Reiche drängten ſich herzu, des Kloſters Frieden zu genießen und dort auszuruhen von des Lebens Laſt und Mühe.

Ungefähr hundert Jahre hatten die Gebäude geſtanden, da erwieſen ſich die Räume als zu klein und die Mönche fingen an, größere zu erbauen. Bald jedoch zeigte es ſich, daß die vorhandenen Mittel zu gering waren und große Sorge bemächtigte ſich der Bauenden. Jedoch, es mußte Gottes Wille ſein, daß dies Kloſter erſtehe und beſtehe, denn wieder kamen große Sendungen und Geldgeſchenke aus allen Teilen des Landes. Ja, einſtmals, als die Not groß war, und der Bau ſchon eingeſtellt, als die Brüder auf dem Chore ihrer alten Kirche ſtanden und andächtig ſangen, vernahmen ſie das Knarren eines ſchweren Wagens, das Trappeln mehrerer Roſſe, und als ſich die Mönche des Abends ergingen im Walde und zu einander von ihren Sorgen über den Bau ſprachen, gewahrten ſie einen großen Fuhrmannswagen voll Gold und Geld. Der Wagen war beſpannt mit ſieben Pferden. Nirgends aber war ein Fuhrmann zu erblicken.

Wer dieſer Fuhrmann geweſen, das iſt nie zutage gekommen. Etliche meinen, es wäre ein Engel geweſen, andere erzählten, ein Goslarer Bürger habe ſein Hab und Gut mit dieſem Wagen dem Kloſter geſchenkt.

Da konnte denn weiter gebauet werden und so lange Jahre auch darüber vergangen waren, es ward vollendet, wie die Sage berichtet, nach achtzig Jahren. Gräfin Adelheids Sarg ward mit ihren sterblichen Überresten in die Kirche des neuen Klosters hinübergeführt.

Zu großem Reichtum gelangte nun Walkenried. Im weiten deutschen Reiche zerstreut lagen die Klostergüter. Selbst bei Würzburg hatte es Besitzungen an Weinbergen und Grundstücken und im Harze die Berechtigung des freien Holzschlags.

Mitten in all diesen Reichtum und Segen hinein kam der Bauernkrieg. Plündernde Rotten durchzogen Gebirge und Land, sengten und mordeten, wo es ihnen gefiel und schonten das Heiligste und Beste am allerwenigsten.

Auch nach Walkenried kamen die Empörer, angelockt durch den sagenhaften Reichtum des Klosters. Was Gold- und Silberwert hatte, stahlen sie, was Kunstwert hatte, wurde mißachtend vernichtet. Die Mönche entflohen nach Goslar und Nordhausen.

Vergebens mühten sich die Grafen Heinrich und Ernst von Hohnstein, den wütigen Bauern Ruhe und Vernunft beizubringen. Fast kamen sie selbst dabei um ihr Leben; sie mußten sich schließlich verstellen, als machten sie gemeinsame Sache mit den Rebellen.

Allem Unrecht schlägt die Stunde der Strafe. Von Frankenhausen kam plötzlich die Nachricht, daß die Bauernhaufen dort große Niederlage erlitten hätten und viele, viele der Empörer ihren Tod gefunden. Da zerstoben

auch die Massen, welche mit Gewalt das schöne Walkenried zerstört hatten. Die Grafen von Hohnstein, welche die Schutzvögte des Klosters waren, ließen die Rädelsführer hinrichten und bestellten die anderen Bauern vor ihr Gericht auf den Teichdamm bei Scheidungen.

Berndt von Tettenborn, der Rat der Grafen, schlug vor, den Bauern mit ihrer Münze zu zahlen und aufzuspießen.

Solcher Rat wäre sicher befolgt, denn er war recht und gerecht, aber der milde Herr von Sundhausen beklagte die vielen Waisen und Witwen, welche die Rebellen alsdann hinterlassen würden. Auch wies er darauf hin, daß dann viele, viele Arbeitskräfte fehlen würden im Harzlande.

Das sahen die Hohensteiner ein und belegten jeglichen der Plünderer und Räuber nur mit vier Gulden Strafe. Froh eilten die Gestraften heim und es war gut so, denn was sie zerstört hatten, wäre doch nimmer ganz geworden, wäre auch an jedem Baume des Harzes ein Bauer gehängt worden.

Walkenrieds Glanzzeit war vorüber. Die Mönche kehrten zurück, versuchten auch alles herzustellen, aber es war vergebens. Streitigkeiten unter den Klosterleuten selbst vernichteten und zerstreuten, was die Rebellen übergelassen und die alte Herrlichkeit, von der noch die Ruinen des Klosters erzählen, kehrte nicht wieder.

35.

Der Graf von Klettenberg.

War nicht ein ſonderbar Turnier angeſagt unter den Edelherren und Grafen? Nicht auf die Tapferkeit oder Geſchicklichkeit kam es diesmal an, ſondern auf — den größten Durſt.

Und ein ſtattlicher Lohn winkte dem Sieger, eine ſchwergoldene Kette ſollte der erhalten, welcher alle Mittrinker überdauerte mit ſtrammer Haltung und vollem Bewußtſein.

Hatte da mancher tagelang gedurſtet und daheim ſalziges Fleiſch und Brot verzehrt, ehe er nach Ellrich gekommen zu der ſonderlichen Fehde. Alle Trinker hatten großen Reſpekt vor dem Grafen von Klettenberg, der weit und breit als der tüchtigſte Säufer bekannt war, darum taten ſich alle Zwang an, ſich Durſt zu verſchaffen mit Gewalt.

Der Klettenberger hatte keine Sorge darum. „Reicht mir den Humpen mit dem Pfälzerwein!“ brüllte er vom Roſſe herab dem Diener zu, ehe er aus Klettenberg ritt, trank den Humpen aus mit kräftigem Zug und Schluck und trabte dann fröhlichen Mutes nach Ellrich.

„Na, ihr Zuckerpuppen!“ rief er den Kumpanen zu, die da rings um die Tafel verſammelt waren. „Habt ja die Krüge voll, ſcheut euch, ein Tröpflein voraus zu nippen, ehe der Klettenberg kommt. Will einen vorausgießen, mich gelüſtet nicht nach der Kette, wie euch!“

rief er lachend, setzte aber für sich hinzu: Sie ist mir so gewiß genug, ihr Matthänse.

„Hört, wie er prahlt!“ brüllten die Zecher, griffen gierig nach den vollen Humpen, und Kanne auf Kanne hatte der Aufschreiber für jeglichen zu verzeichnen.

Aber nach und nach sank hier und da ein Kopf auf die Brust, oder mit dröhnendem Gepolter fiel einer, der „genug“ hatte, zu Boden.

Steif und fest aber saß Ernst von Klettenberg, hier wie im Zweikampf stand er seinen Mann und höhnischen Blickes gewahrte er den Zustand der edlen Herren. Von der Mitte des Tisches nahm er die schwere goldene Kette, hing sie sich stolz um und schwankte hinaus.

Beschwerlich ward es ihm, auf sein Pferd zu steigen, aber als er droben saß, der frische Morgenwind ihm um die Stirn strich, es war Sonntags früh, da war er wieder der alte und toller Laune voll.

„Laß, mein Alter, laß uns zeigen, daß wir alles können, was wir wollen!“ sagte er, gab dem Rappen die Sporen und galoppierte fort, stolz, als hätte er durch ehrenden Kampf eine Königswürde errungen, während er doch nur seinen alten häßlichen Schimpfnamen „der Säuferkönig“ sich aufs neue verdient hatte.

Wär er nun heimwärts geritten, wär mein Geschichtlein lustig geworden, aber der Racker hatte den Teufel im Leibe und sann, was er Verrücktes ausüben könnte und da klang ihm leider aus der Kirche des Pastors Gesang entgegen, die Gemeinde antwortete und dieser feierliche Chorus lockte den Betrunkenen zu frevler

Untat. Durch die offene Kirchtür zwang er sein Roß, lachte laut und frech über die verdutzten Gesichter der Leute und ritt auf den Altar zu.

Aber sein Pferd stockte, ging nur bis auf die Mitte des Altarplatzes, da stand es, wie Klettenberg auch antrieb, es ging nicht weiter. Von den Füßen aber fielen ihm die Hufeisen. Das Tier kniete nieder und erst da ward Ernst von Klettenberg inne, was er getan.

Bleich ward sein Antlitz und als man herzutrat, war er tot samt dem Rosse. Seinen Ruhm, der Säuferkönig zu sein, hatte er nur Minuten empfunden. Die Hufeisen nagelte man zum Andenken an die schauerliche Begebenheit an die Kirchtür.

Unvergessen blieb der Name des Säuferkönigs, denn wer in Ellrich jemals Spuk gesehen, der hats dem Säuferkönig zugeschrieben und — daß der keine Ruh in Himmel und Hölle fand, läßt sich gut denken.

36.

Die Kelle bei Ellrich.

Es war einmal — es ist aber schon lange her — ein junger Ölmüller, der wohnte in Ellrich. Er hatte seine Stampfe und reichliche Tälerlein auf hoher Kante, hatte Acker, Garten, Pferd, Esel und Kuh, aber immer war er nicht zufrieden und seine Mutter sagte oft zu ihm:

„Nimm dir eine reiche Frau, dann haſt du gleich genug“. „Das haſt du keinem Dummen geſagt“, antwortete der Ölmüller und ging von der Zeit an zu Tanze, ſo oft ſich die Gelegenheit bot. Das war aber nicht nach dem Sinne der Mutter, die meinte, man fände auf dem Tanzboden nicht gerade die beſten Mädchen. Aber der Sohn wollte eine flotte Frau haben, und nicht eine, die da zu Haus hockte und nicht mit der Welt mitkäme.

Nun begab es ſich, daß Kirmes in Ellrich war und da waren eine ganze Schar junger Leute, Männlein und Fräulein, aus Stolberg gekommen zum Tanze. Unter andern war da auch die Tochter eines reichen Mannes, ein gar hübſches, keckes Mädchen. Ihre ſchwarzen Augen blitzten die Männer an und jeder vermeinte, das Mädchen habe ihn beſonders in ihr Herz geſchloſſen.

Auch dem jungen Ölmüller, Johann Stephan, gefiel die dreiſte Dirne und er tanzte mit ihr, ſo oft er ihrer habhaft werden konnte. Da gewahrte er plötzlich, daß das garſtige Mädchen andern eben ſolche Blicke zuwarf, wie ihm ſelbſt, und von dieſer Minute an kümmerte er ſich nicht mehr um das eitle Ding und überließ ſie den andern.

Ganz verdrießlich ſetzte er ſich in die Ecke und trank ein Glas Wein nach dem andern.

„Kennſt mich nicht mehr?“ fragte plötzlich das Mädchen, das am Schenktiſch aufwartete.

„Habe dich schon gesehen, aber wo? Man verliert nicht viel am Weibsvolk, wenn man keins kennt," sagte Johann.

„Ich habe dich freundlich gefragt, so gib freundliche Antwort. Wenn du mich nicht kennst, ists mir auch recht," antwortete das Mädchen.

„Jetzt kenn ich dich, bist die „Wina," rief der Bursche. „Bist ein hübsches Mädchen geworden!"

„Man verliert nicht viel am Weibsvolk, wenn man keins kennt," lachte Wina.

„Hast recht," sagte der Ölmüller, „aber — mit dir ist das eine andere Sache. Willst du tanzen?"

„Nein, nein!" wehrte ängstlich das Mädchen. „Was sollte der Vetter sagen. Ich werde bezahlt für das Aufwarten, nicht für das Tanzen."

„Na, einen Tanz!" rief ärgerlich Johann.

„Freilich, freilich," redete der Wirt hinzutretend zu, „freilich tanzt du mit dem Herrn Stephan! Ich will schon hier derweil alles besorgen." Hui! Da konnten die blauen Augen des Mädchens ordentlich lachen vor Vergnügen. Hurtig reichte sie dem Johann die Hand und durchflog mit ihm den Saal.

„Kuck, kuck!" sagten die alten Frauen, die an der Seite saßen und Warmbier tranken, „das ist ein hübsches Paar! Das ist ja der Öljohann und die Schmiedsminna! Ja, wenn der ihr Vater noch lebte, da brauchte sie auch nicht für Geld einzuschenken."

Aufatmend stand das Pärchen still und der Johann hatte ganz und gar die schwarzäugige Stolbergerin

vergessen über der blonden Muhme. Er lachte und scherzte mit ihr, und das Mädchen hatte flinke Antworten bereit. Dann eilte die Kleine zurück an den Schenktisch, aber der Oelmüller tanzte nun lieber gar nicht mehr, da sie nicht tanzen wollte und setzte sich zu ihr, bis die Musik ganz aufhörte zu fideln und trompeten, denn zuletzt hatte man blos noch die eine Geige, die Posaune und — dann und wann ein Tönlein der Klarinette gehört. Musikanten werden auch manchmal müde.

Alles rüstete zum Aufbruch und der Oelmüller ging, um seinen Mantel zu holen. Wina wollte mit einer alten Base nach Haus gehen und der Müller ging denselben Weg.

„Komm nur, komm!" rief die Base.

„Gleich, gleich!" antwortete Wina, aber sie wendete sich um, ob Johann nicht käme. Da blickte sie in die schwarzen Augen Lauras, der Stolbergerin.

„Du bist ja eine nette Person!" schalt die stolze Bürgertochter, „schaffst dir geschwind einen Schatz an. Jetzt sehen und jetzt lieben! heißts wohl bei dir?"

Aber Wina war zu stolz, um zu antworten, sie maß die Fremde mit den Blicken von oben bis unten und schritt dann zum Hause hinaus, hinter der Muhme drein.

„Wina, so warte doch!" rief der Oelmüller und eilte hinterher. Und die Stolbergerin lachte, daß alle sich nach ihr umsahen.

Aber — es half der schwarzen Laura nichts. Der Johann war wie versessen hinter seiner blonden Muhme drein, soviel auch seine Mutter wehrte und abriet. Die

Verwandten der Schmiedstochter redeten Wina Selter auch ab, weil sie die stolze Stephans-Sippe kannten, da schon ein Stephan eine Selterin gehabt hatte und die hatte alle Tage Prügel bekommen, bis sie ihm davongelaufen war. Von diesem Prügelpärchen her rührte die Verwandtschaft der Stephans und Selters.

Weil nun alle Teile gegen die Liebe der jungen Leutchen eingenommen waren, traf sich das Liebespärchen draußen an der Kelle, einer Höhle, in die ein unterirdisches Gewässer hineinragte.

Von alten Zeiten her sollte es hier spuken, so sagten die Leute, und darum kam selten einer in die Nähe der Kelle zur Abendzeit. Hier konnte das Liebespärchen sich ungestört treffen und sprechen.

Und der Oelmüller liebte seinen blonden Schatz und tat ihr zu Liebe, was er vermochte, brachte ihr Schmuck und Bänder und allerlei Süßes, aber die Braut sagte immer wieder: „Du bist mir lieber als aller Schmuck und deine Treue ist besser als die köstlichste Seide."

Als die Mutter des Burschen merkte, daß dieser nicht von der Schmiedstochter lassen wollte, da fing sie an, das Mädchen zu verleumden, und eines Tages gar traf sie mit der Laura zusammen bei einer Gevatterin und da erzählte die Laura gar giftig, die Wina sei gleich wie dumm und toll hinter dem Johann drein gewesen. Und — die Beiden wurden einig, das Pärchen auseinander zu schwatzen. Wie sie es fertig brachten — die Gevatterin half auch mit — weiß ich nicht, aber es war so. Der Johann hatte plötzlich immerzu in Stol-

berg Geschäfte und Lauras Vater hatte große Fässer voll Öl aus der Mühle in Ellrich; zu Zusammenkünften mit Wina hatte er keine Zeit mehr, desto öfter saß er in Stolberg im Berggarten des reichen Mannes, Lauras Vater.

Und die Wina — war plötzlich verschwunden.

Wohl beunruhigte das den Burschen, aber — nun er das Mädchen nicht mehr sah, vergaß er sie auch fast ganz, wenigstens seine Liebe zu ihr und seine Versprechungen. Die Laura ward seine Braut und in Stolberg rüsteten sie zur Hochzeit.

Aber die Laura war ein herrisch und launisch Ding. Wie sie es trotzdem fertig brachte, den Bräutigam festzuhalten, das begriff keiner, am wenigsten die alte Frau Stephan. Aber, als sie von dem häßlichen Sinne Lauras sprach, da fuhr sie der Sohn hart an:

„Du hast freilich nicht die arme Wina vor dir! Die hätte sich alles von dir gefallen lassen, so lieb hatte sie mich! Er warf die Tür in das Schloß und stürmte fort zu der Gevatterin, wo Laura gerade zum Besuche war. Sie gingen hinaus vor die Stadt selbander und plötzlich richtete Laura ihre Schritte der Kelle zu.

„Nach der Kelle?“ fragte erstaunt Johann.

„Na ja,“ sagte Laura und — soviel sich auch der Bursch sträubte, das Mädchen setzte seinen Willen durch.

Da saßen sie denn am Eingange der Höhle, liebkosten einander und sprachen von der Zukunft und von ihrem Glück.

Aber der Müller war nicht so recht bei der Sache. Ihn fröstelte es. Es kam eisig von dem Gewässer herüber und — er mochte wohl zurückdenken.

Da leuchtete es plötzlich blauweiß auf über dem Waſſer. Deutlicher, immer deutlicher bildete ſich aus dem Lichte eine Geſtalt. Sie kam näher und ſtand ſtill vor dem Paare. Es war Wina.

Ihr ſüßes Geſichtchen war geiſterbleich, ihre blauen Augen matt und das Haar glänzte ſilbern, als wär ſie eine Greiſin.

„Warum erſchreckt ihr?“ fragte ſie mit todesmüder, trauriger Stimme. „Ich bin ſelig, ſo ſelig und du ſollſt bei mir ſein, Johann!“

„Wina, vergib mir, ſei du wieder mein!“ rief der junge Mann, aber Wina winkte ihm zu:

„Hier nicht, aber in einer beſſeren Welt,“ ſprach ſie und war verſchwunden.

„Wir haben geträumt,“ ſagte Laura, aber der Müller lachte wie wahnſinnig. Da grauſte es dem Mädchen und ſie eilte von dannen, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen.

Der Müller hauſte hinfort in der Nähe der Kelle. Er baute ſich eine erbärmliche Strohhütte und aß, was man ihm brachte.

Niemals iſts aufgeklärt, wie Wina um ihr Leben gekommen, aber der Ölmüller mußte der Meinung ſein, ſie ſei in der Kelle ertrunken, denn er wollte dicht an derſelben begraben ſein, und als er ſtarb, haben ſie ihm auch ſeinen Willen getan.

Was hatte die Mutter, was Laura von ihrem Spiel? Das beſte hatte die Frau Gevatterin. Die hatte was zu erzählen, das hat ſich weiter getragen von Kind auf Kindeskind und iſt dann eine Sage geworden.

37.

Queſtenberg.

Vor Zeiten ſtanden auf den meiſten Höhen und Bergen des Harzes Schlöſſer und Burgen. Jetzt ſtehen Gaſthöfe da und von den Burgen ſind gar wenige erhalten. Auf einem Berge ſtand die Finſterburg und der Ritter Knauth bewohnte ſie ſamt ſeinem Geſinde und einem Töchterlein. Seine Frau war jung geſtorben und nun hing der Ritter mit ganzer Seele an dieſem Kinde.

Frühlingsblumen dufteten im Walde und die Sonne ſchien hell durch die hohen Bäume. Und da drunten im Walde ſprang des Ritters Kind von Blume zu Blume, ſie zu pflücken und dann tollte ſie hinter den Schmetterlingen drein, tanzte, ſang und lachte. Die Magd, die mit ihr in den Wald gegangen, hatte ihren Liebſten getroffen; mit dem ging ſie auf und ab und dachte wenig mehr an die Kleine.

Der Knappe ſagte nach langem Schwätzen Lebewohl, doch — wo war das kleine Mädchen? Die geängſtigte Magd durcheilte den Wald, rief und lauſchte auf Antwort, aber nur der Wind rauſchte in den Äſten; Antwort kam nimmer auf das Rufen.

Die Magd eilte hinauf in die Finſterburg, berichtete, daß das Kind verſchwunden ſei und verbreitete damit nicht geringen Schrecken. Alle Bewohner der Burg, ihnen voran der geängſtete Vater, durchſuchten das

Gebirge, aber der kleine Flüchtling war wie weggezaubert. Wenn der Vater ein Waſſer ſah, dachte er mit Schrecken, daß darin ſein Kleinod liege, wenn er einen Felsabhang erblickte, fürchtete er, ihr Gebein zerſchmettert drunten zu finden. Nirgends war eine Spur des verſchwundenen Kindes.

Der Vater gab nach drei Tagen verzweifelt das Suchen auf und trauerte um ſein Liebſtes, was er auf Erden beſeſſen.

Die kleine Elſe aber war vergnügt weiter gelaufen. Immer ſchönere Blumen fand ſie und immer ſchöner erſchien ihr die Welt, je weiter ſie von Hauſe fortkam. Endlich bekam ſie Hunger und ein Hirt gab ihr von ſeinem Schwarzbrot und Käſe. Dazu trank ſie klares Quellwaſſer aus der hohlen Hand. So kurz ward ihr der Tag, daß ſie verwundert war, als es dämmerte.

„Nun muß die Magd mich aber holen," ſagte die Kleine, ſetzte ſich unter eine Eiche auf das weiche Moos und ſchlief ein.

„Es iſt ja noch gar nicht Abend," dachte ſie, als ſie Morgens erwachte, „und da kann ich noch ein Stücklein wandern." Geſagt, getan! Weiter ſprang ſie und ſang und pflückte Blumen.

„Nun werden es aber zu viel, nun mache ich einen Kranz," erzählte ſie ſich ſelbſt, ſetzte ſich auf eine Wieſe nieder und fügte Blume an Blume, aber ſie wurden nicht alle zum Kranz, da wand ſie Queſtchen[1]) und hing

[1]) Kleine Sträußchen zum Anhängen.

sie mit Gras an den Kranz, nahm einen Stecken mit Zweigen, legte den Kranz darauf, daß die Queſten ringsum daran niederhingen und trug nun jubelnd den Kranz auf dem Stecken hin und her.

Nicht weit von der Wieſe ſtand eine Köhlerhütte und voll Verwunderung ſahen die Köhlerleute das feine Mägdlein und ihr drolliges Gebahren. Sie frugen das Kind, wer es ſei und woher. Doch das wußte nur, daß es des Vaters Elſe ſei und daß das Schloß auf einem Berge ſtand.

Da kam der Köhlerbube nach Hauſe und erzählte dem Meiſter, daß der Ritter Knauth ſein Töchterlein ſuche ſeit Tagen und daß kein fröhlich Pfingſten ſei auf der Finſterburg.

„Ja, auf der Finſterburg wohnt der Vater,“ beſtätigte die Kleine, und nun eilten die guten Köhlersleute, das Kind dem Vater zurückzubringen. Nachbarn aus Rodha ſchloſſen ſich an und — Glück und Freude brachten ſie nach der Finſterburg. Die Kleine trug noch auf dem Stecken ihren Kranz mit Queſten.

Der Ritter wußte vor Freude nicht, wie er die Leute belohnen ſollte. Außer reichlicher Spende an den Köhler, ſchenkte er den Rodhaern die Wieſe, darauf Elſe gefunden war, beſtimmte, daß ſein Schloß zum Andenken an das Wiederfinden des Kindes von jetzt an Queſtenberg heißen ſollte und ebenſo das Dorf am Fuße des Berges. Jeden dritten Pfingſttag ſollte ein Rodhaer Bote dem Queſtenberger Pfarrherrn ein Brot und vier Käſe bringen zum Andenken an die Schenkung.

Die Queſtenberger aber ſollten am ſelben Tage jedesmal einen Eichbaum mit Queſtenkranz hinaufbringen auf den Burgberg.

Alſo geſchieht es noch heute. Unter Geſang und Muſik wird die Queſte jährlich erneuert und bis zur ſpäten Nacht tanzen die Leute von Queſtenberg jeden dritten Pfingſttag.

Wenn aber der Bote aus Rodha nicht vor Sonnenaufgang im Pfarrhauſe iſt, dürfen die Queſtenberger den Rodhaern die ſchönſte Kuh aus der Gemeindeherde nehmen. Habe aber nicht vernommen, ob es jemals geſchehen iſt.

38.

Wie der Ilfelder Bäcker ſeine Wette verlor.

Ein Mann namens Kohlnicker war viel auf Reiſen. Ob er ſeinen Namen von ſeinem Vater her hatte, oder ob er ihn davon bekam, daß er alle Kohlköpfe grüßte, als wären ſie ſeine Herrn Vettern, das weiß ich nicht genau. 's iſt auch ſchon lange her.

Warum er den Kohlköpfen die Ehre antat? Ei nun, das geſchah aus heller Freude, die er allemal beim Anblick eines Kohlfeldes hatte. Er erfreute ſich nämlich eines ſolchen Appetites, wie er wohl noch nicht

da geweſen iſt vor ihm und nach ihm und — rohe Kohlköpfe waren ein Herreneſſen für ihn.

Samſtag Abend wars und die Ilefelder Glocken weckten feierliches Echo im Gebirge, da kamen die Schäfer mit den Herden von der Weide, und die Kloſterleute hörten auf mit arbeiten und gingen heim.

Da ſahen ſie den Kohlnicker kommen. Sein kleiner Kopf nickte freundlich. Der Kopf konnte auch lachen, nicht immer ſitzt ſolch' kleiner Kopf auf ſo rieſigem Bauch, aber — dem Bauch konnte es um ſo ängſtlicher werden, denn der ruhte auf zwei dünnen, kurzen Beinchen und darum ſchwankte der ganze Menſch beim Gehen unſicher hin und her.

Die Leute lachten über die drollige Erſcheinung und der Fremde lachte mit, aber die hellen Tränen ſtanden ihm dabei im Auge, er hätte ſolchen Hunger, klagte er. Da lud ihn der Schafmeiſter ein, mitzukommen und bei ihm Abendbrot zu eſſen. Kohlnicker nahm's gern an und wurde immer fideler, je näher ſie dem Flecken kamen.

Mit einem Male fing er an zu tanzen und zu hopſen, freute ſich, jodelte, jubelte und ſprang, daß ſie alle teilnehmend fragten, ob er nicht geſcheut ſei.

„Ah, die ſchönen weißen, runden Kieſel, der blanke Saft!" jubelte er, ſetzte ſich nieder am Flüßchen und ſchluckte Kieſel auf Kieſel hinab. Die Schäfer ſtanden um ihn her, ſie ſtaunten und faßten ſich an den Kopf, denn alle meinten ſie träumten.

„So!“ sagte der Fresser endlich, „das tat wohl, so schöne Kiesel hab' ich lange nicht gehabt. Nun kann ich Abendrot essen wie andre Leut'.“

Des Schafmeisters Frau hatte eben das Abendbrot auf den Tisch gestellt und wartete schon auf ihren Mann und die Knechte, als sie nach Haus kamen. Das Herz im Leibe lachte ihnen, als sie den dampfenden Schweinskopf, die Backbirnen und die gelbweißen Kartoffelklöße stehen sahen, denn der Schafmeisterin kam es auf ein Ei in den Kloß nicht an. — Juhe! das sollte schmecken! Aber da dachten sie an ihren Gast und das Herz sackte ihnen in die Füße, als sie an seine Freßsucht dachten. Der aber stand, rieb sich vergnügt seinen Bauch und schnalzte mit der Zunge.

Die andern winkten die Frau heraus und erzählten ihr, daß an dem Fremden nichts so zu loben sei, als sein unmenschlicher Hunger, rieten ihr, ihm vorweg ein halbes Brot zu geben, damit er nicht so viel von dem schönen Kloß und Schweinskopf begehre. So schnitt denn die Schäfersfrau einen halben Laib Brot ab und sie gingen hinein zu dem Fremden, der eben das letzte Schweinsohr in den Mund schob und sie fragte, ob sie nicht bald äßen und er etwas abbekäme.

Da — als die Schäfer die leeren Schüsseln sahen, wurden sie bös, hauten dem gefräßigen Gast den Buckel voll und setzten ihn vor die Tür. Da saß er und weinte vor Hunger.

Zu der Zeit wohnten in Ilfeld ein paar reiche Leute, die sich einander neckten und plagten, halb im

Scherz, halb im Ernſt. Es waren der Schmied und der Bäcker. Wenn der Schmied etwas erzählte, ſtritt der Bäcker, und was der Bäcker erzählte, erklärte der Schmied für puren Unſinn.

Der Bäcker kam jetzt gerade an der Schäferei vorbei und frug — neugierig wie er war — den weinenden Mann, warum er ſo heule. Da klagte ihm der ſein Leid: erſt habe ihn der Schäfer eingeladen zum Eſſen und kaum habe er angefangen, da hätten ihn die Schäfersleute 'nausgeworfen und äßen nun alleine.

Der Bäcker ging hinein zu dem Schäfer und hörte da, was ſich zugetragen mit dem ſonderlichen Gaſt. In des Bäckers Schelmenkopfe begann ſich's zu regen. Er nahm Kohlnicker mit nach Hauſe, und gab ihm ein großes Brot. Das vertilgte der Freßmeier und legte ſich dann ſchlafen.

Sein Wirt aber ging in die Schenke, erzählte von ſeinem Gaſte, und wie dieſer ihm erzählt, daß er als öſterreichiſcher Soldat ſtets für acht Mann gerechnet ſei im Quartier. Und da hätten die Leute immer noch lieber acht Mann genommen als ihn. Freund Schmiedemeiſter ſtritt wie gewöhnlich, biß feſt auf ſeine kurze Pfeife und ließ aus ſchiefem Munde vernehmen, ſo was müſſe der Bäcker Dummen weiß machen.

Auf das Streiten des Schmiedes hatte es der Bäcker gerade abgeſehen und um den Schmied aufzureizen, behauptete er, der Fremde könne ein Kalb mit einem Male verzehren.

Der Streit ging hin und her, der Schmied sagte nein, der Bäcker ja, und zuletzt wetteten beide um hundert Gulden. „Dem müssen die Österreicher höllisch locker in der Tasche sitzen," sagte der Bäcker, (denn der war seiner Sache sicher) und schlug vor, der Fremde solle morgen ein Kalb aufessen, da sei Sonntag und die ganze Gemeinde könne zusehen nach der Nachmittagskirche.

Sonntag früh machte sich der Fremde nützlich, fegte Hof und Scheuer und verzehrte dabei einen Haufen Kohlköpfe, dazu trank er einen Pferdeeimer leer und klopfte sich dann den Bauch vor Behagen. Als das der Bäcker sah, rief er seinen Gast herein, sperrte ihn in die Kammer und sagte, er müsse bis vier Uhr fasten, dann müsse er ein Kalb aufzehren.

I, das sei ein Späßchen, meinte Kohlnicker, aber der Bäcker sagte, das wär 'ne Leistung, auf die man sich vorbereiten müsse. Und wie auch der Fresser bat, der Bäcker solle ihm noch ein Brot oder ein Schüsselchen Kieselsteine geben, der tat es nicht, er wollte seine hundert Gulden gewinnen und er ließ Kohlnicker fasten.

In der Kammer stand ein großer Kasten voll Knöpfe und Schnallen, die zehrte der arme, hungrige Kerl alle auf, aber es war lange nicht genug. Zuletzt wimmerte er vor Hunger und als er still wurde, war's der Bäcker zufrieden, denn er dachte der Fremde schliefe, und nun käm erst rechter Hunger. Aber — als er seinen Gast abholen wollte mit ihm ins Gasthaus zu gehen, da war der vor Hunger gestorben.

Da mußte der Bäcker den Fresser begraben lassen und dem Schmied die hundert Gulden obendrein bezahlen. —

39.

Das Nadelöhr bei Ilfeld.

Als die Riesen noch im Harze hausten, für welche Berge und Täler nur kleine Wegunebenheiten waren, machte ein junger Riese eine Fußreise. Er blieb am Brocken an einem Felsen hängen mit der Schuhspitze und brach dabei ein paar Stückchen vom Gestein ab. Eines davon kollerte in des Riesen Schuh, denn er hatte sich bequeme Reiseschuhe machen lassen.

Gleich merkte er das Felsstück nicht, aber nach einer Weile fing er an, auf seinen Schuster zu schimpfen, ward immer ärgerlicher und sagte:

„Der Kerl müßte nur selber darin laufen!“ setzte sich auf den nächsten Berg und zog den Schuh aus, um nachzusehen, ob etwa eine Zwecke durch die Brandsohle gucke. Nein, aber ein Steinchen lag darin.

„Na ja,“ sagte der Riese, „das soll nicht drücken! Da konnte ich mir ja eine Quese laufen,“ schüttelte den Schuh aus, der Stein kollerte ein Stückchen und blieb dann liegen. So liegt er heute noch bei Ilfeld, ist

gestaltet wie ein großes Nadelöhr, und ein alter Schriftsteller, der seit hundert Jahren keine Zahnschmerzen mehr hat, schrieb davon:

„Durch dieses Loch müssen die Knechte, sowohl aus Nordhausen als andern umliegenden Örtern, wenn sie zum erstenmal hinter Ilfeld in den Harz, um daher Brennholz auf Wägen abzuholen, fahren, und an diesen Ort gelangen, mit großer Mühe, der Enge wegen, dreimal kriechen, und werden noch dazu von ihren dabei stehenden Kameraden nicht allein bei dem Ein- sondern auch bei dem Auskriechen mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeschmissen, zumal wenn dieselben korpulent oder dicke sind, und dieserwegen so bald durch das Nadelöhr nicht kommen können; wollen sie aber diese Kurzweil nicht ausstehen, und haben es im Vermögen, so müssen sie solches Traktement mit Gelde bezahlen. Es ist zwar dieses böse Wesen, insonderheit von der Obrigkeit zu Ilfeld, bei ziemlicher Strafe verboten worden, weilen dadurch die Knechte abgeschreckt werden, hinter Ilfeld zu fahren und damit dem Holzhandel großer Abbruch geschiehet. Es hilft aber solches wenig, denn will ein Knecht vor seinen Kameraden Friede haben und in ihrer Saufkompagnie gelitten werden, so muß er doch nach ihrer Pfeife tanzen, und hilft dazu kein Kläglichtun.“

40.

Hans Nagel und das Heidelbeerweiblein.

Ging da ein altes krummes Weiblein aus Stolberg in den Wald, Heidelbeeren zu sammeln. Das Bücken wurde dem Mütterchen sauer und es schalt vor sich hin über des Grafen faule Reuter, die sich ergingen im Walde wie große Herren. Lauter Übermut kam den Männern in ihre Köpfe, weil sie nicht wußten, was sie in der Friedenszeit beginnen sollten vor Langerweile.

Da gewahrten die Reuter das Weiblein, schwatzten mit ihr und bedauerten sie wegen dem vielen Bücken in der heißen Mittagsglut. So, nun hatte sie den Korb voll und konnte hingehen, die Beeren abzuliefern auf dem Schlosse gegen Lohn.

„Könnt Euch die Mühe sparen, Alte," sagte der eine Reuter, namens Hans Nagel, „könnt Euch die Mühe sparen, will die Beeren schon besorgen."

„Ja wohl, bis in Euren Magen?" höhnte die Alte, nahm den Korb und wollte sich trollen. Aber so schnell ging das nicht, wenn des Hans Nagel Wille gegen etwas stand. Er wollte den Korb nehmen, die Zerrerei ging hin und her, währenddem aber aß Hans Nagel die Beeren fäusteweis'. Zuletzt hatte er den Korb erobert und saß am Wege und verzehrte die mühsam gepflückten Heidelbeeren.

Die arme Alte weinte bitterlich und ſchalt: „Ei ſo wollt' ich doch, daß dich das Rad zerſtieß, ehe du nach Haus kommſt.“

„Ei du Hexe, du Jammerhexe!“ brüllte Hans Nagel dagegen, ſchüttelte die Beeren, die er nicht zwang, auf die Erde. Zornig weinte die Frau und wollte ihm den Korb entreißen, aber der Übermütige ſchrie:

„Will dir zeigen, wie man mit einem hochgräflichen Reiter fein umgehet,“ entſprang mit dem Korbe und legte ihn auf das Mühlrad der nahegelegenen Schleifmühle. Die Frau keuchte herbei, wollte wenigſtens ihren Korb retten, aber Hans hielt ſie ferne, legte dann den Korb höher, damit ſie ihn nicht bekäm und ſah ſich höhniſch nach der weinenden Frau um.

Das Umſehen hätte er laſſen ſollen, denn das wilde Gewäſſer der Harzflüſſe ſpaßt nicht mit den Mühlrädern. Wie ein Wirbelwind ergriff das Rad den prahligen Reuter (ſcherte ſich nimmer drum, daß es einer war, der hochgräfliche Pferde zu putzen hatte) und führte ihn mit bis an die Stelle der Radklamme, ſo daß das Rad ſtockte, aber vom Waſſer getrieben drängte und bräute, den geängſtigten Mann zu zermalmen.

Das Gebrüll des tapferen Reuters führte ſeinen Kameraden und den Müller herbei, die ihn erlöſten. Aber wie geſchunden und gequetſcht war er.

Sieh' ſieh', Hans Nagel, da hat dir der Herrgott einen Denkzettel gegeben, und die geſtohlenen Heidelbeeren werden dir auch nicht beſonders bekommen ſein.

Gar zu tapfer mag dies Reuterlein übrigens nicht gewesen sein, denn als es nachher zum Kriege kam, die Grafen und Herren ihre Leute sammelten, mit ihnen des Kaisers Heer zu folgen, da riß Hans Nagel aus, kam aber nicht weit, denn das ist sicher und gewiß, er wurde in Nordhausen gehenkt als Deserteur.

41.

Die Hasselburg.

Tief versteckt im Walde stand auf einer mäßigen Höhe die Hasselburg. Tiefe Gräben und hohe Wälle umgaben sie, und es wäre schwer gewesen, diese Burg zu erobern, wo nicht gar unmöglich.

Der Herr von Hasselburg hatte sich von einer Reise eine gar schöne, junge und reiche Frau mitgebracht und es war ein Leben auf der Hasselburg voller Vergnügungen und Feste.

Ein einziges Töchterlein besaßen sie, das war mild, sanft und den lauten Festlichkeiten, darin die Eltern sich gefielen, nicht sehr hold. Einen Sohn hatte der Herr von Hasselburg noch gehabt aus seiner ersten Ehe, der war aber lange verschollen, und keiner wußte, wo er sich aufhielt.

Als nun Herr von Hasselburg älter ward, war er des lauten Lebens überdrüssig, und verbot seiner Gemahlin, sich die gewohnten, überlustigen Gäste einzuladen. Das gefiel der lebenslustigen, gefallsüchtigen Frau aber gar nicht. Sie war schön, und anstatt zu altern, wuchs ihre Schönheit, so daß die andern Edelfrauen sich zuraunten, sie habe ein Zaubermittel.

Sie lag nun ihrem Gemahl fortwährend in den Ohren und bat ihn jeden Tag, seinen Entschluß zu ändern, doch dieser blieb fest, und so kam arger Zwist zwischen die Eheleute, zumal die früheren Gäste, denen die lustigen Hasselburgfeste und die schöne Wirtin gefallen hatten, diese noch aufwiegelten.

Lieb wäre es der Mutter gewesen, wenn die Tochter mit ihr vereint den Vater bestürmt hätte, das geräuschvolle, lustige Leben fortzusetzen, diese aber wandte sich immer mehr der Welt ab und lebte nur der Pflege des Vaters, dem Gebet und Wohltun.

Da faßte die Burgfrau tiefen Groll gegen den Gemahl und insgeheim beratschlagte sie oft mit ihren bisherigen Festgenossen, was zu tun sei. Da ward ihr nun einst der schlimme Rat gegeben, ihren Mann in das Burgverließ bringen zu lassen, damit er da der Einsamkeit leben könnte, wie er es begehrte. Aber dazu hatte die Frau doch zu große Scheu vor ihrem Gemahl und ihrer Tochter, und sie verwarf diesen Rat, sich aber im stillen Schlimmeres überlegend.

Längst schon hatte der Ritter geplant, nach Rom zu wallfahren, um vom Papste Vergebung seiner Sünden

zu erflehen. So oft er davon redete, bat ihn sein Töchterchen Beate, ihn begleiten zu dürfen. Der Vater aber fürchtete für seine Tochter die lange, beschwerliche Reise und schob sie von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr auf.

Da kam eines Tages ein Mönch vor das Tor der Hasselburg, begehrte Einlaß, um den Herrn der Burg allein zu sprechen. Als seine Bitte gewährt wurde, übergab er dem Burgherrn einen Brief, worin der Papst den Herrn von Hasselburg aufforderte, eine Pilgerfahrt (zu Fuß) nach Rom anzutreten und zwar in den nächsten Tagen.

Beate war krank und dem Vater war es traurig zu Mut, weil er sein Kind in den Händen gewissenloser Dienstboten lassen mußte; denn auf der eitlen Burgfrau Pflege konnte er nicht rechnen.

Nun aber war derzeit ein alter Roßknecht auf der Burg, der war gelähmt und blind, und oftmals hatte die Schloßfrau dem Krüppel den Weg gewiesen, aber stets hatten Beatens Bitten ihm fernere Freistatt verschafft; dafür war er dem Fräulein ergeben wie ein treuer Pudel, und er kannte ihren Schritt aus allen heraus, und auch den des Ritters.

Der Krüppel saß auf dem Burghofe auf der Steinschwelle und sonnte sich; da ging der Herr vorüber.

„Ich ginge nicht nach Rom," summte der alte Knecht vor sich hin.

Das fiel dem Herrn auf und er frug den alten Mann nach dem Grunde seines sonderlichen Gesanges.

„Weiß nicht, Herr, 's iſt eine alte Weiſe, kenn' ſie kaum noch, es war die Rede von Weiberliſt und Totſchlagen. Weiß nicht mehr, hab ſie erlauſcht die alte, ſchlimme Weiſe."

Der Ritter murmelte vor ſich hin: „Armer, alter Narr!" Dann ging er zu ſeinem Töchterlein, zu ſehen, ob ſie bald geſunde; denn ihn verlangte es, dem Befehle des heiligen Vaters Folge zu leiſten.

Und die Tochter machte ſich ſtärker als ſie war, um dem geliebten Vater das Herz nicht ſchwerer zu machen. So nahm er denn Abſchied von ſeinem Weibe und ſeinem Kinde und wanderte fort an der Ecker entlang immer nach Süden zu.

Der alte Roßknecht hatte einen Sohn, der kam dann und wann, ſeinen Vater zu ſehen. Er diente auf einer benachbarten Burg, und wenn er ausging, ſah er ſtets nach dem Fuße einer großen Tanne. Lag dort ein weißer Kieſel, dann eilte er hinauf zur Haſſelburg, dann wollte ihn der Alte ſehen. Heute lag ein großer Kieſel da, und Gottfried eilte ſich, den Weg ſchneller abzumachen als ſonſt, um Zeit zu gewinnen, die Haſſelburg zu erſteigen. Als er in die Nähe der Burg kam, erwartete ihn der Vater ſchon und trieb ihn an, flugs umzukehren, an der Ecker entlang ſeinem Herrn zu folgen und ihm zu ſagen, daß ihm aufgelauert würde im Walde, er ſolle umkehren, der Brief ſei gar nicht vom Papſt und der Mönch kein Mönch, ſondern ein verkleideter Feind geweſen.

Gottfried kehrte eilenden Laufes in die Burg zurück, setzte sich unter das Fenster des Burgfräuleins und rief leise Beatens Namen. Er hatte sie oft auf seinen Armen getragen, als sie kaum laufen konnte und im Burghof spielte. Nun war er alt und Beate groß, aber für ihn hieß sie noch immer Beate.

Sie kam herunter und fragte den Alten nach seinem Begehr. Der ward ängstlich, lauschte umher, dann sagte er:

„Will Euch eine Geschichte erzählen, Beate.“ Und die Geschichte war entsetzlich, sie verlautete von einer freudetollen Burgfrau, die ihren Gemahl durch falsche Briefe aus der Heimat lockte und ihn im Walde erschlagen ließ durch gedungene Räuber und Mörder. Da schrie das Burgfräulein laut auf, denn sie wußte jetzt, daß der Alte ihren vielliebenden Herrn Vater meinte, als er von dem Gemahl jener Dame erzählte. Und sie stürzte hin zum Torwächter, beschwor ihn, sie hinauszulassen. Die Ketten rasselten und das Tor knarrte, als wenn es aufschrie, aber droben in der hellerleuchteten Burg sahen und hörten sie nichts, da war Gläserklingen und Tanzmusik, und die Schatten der Tänzer schwebten vorüber an den Fenstern.

Die Burgfrau dachte nicht an ihren Gemahl, dem sie Tod und Verderben geschworen, sie dachte nicht der kaum genesenen Tochter. Diese eilte den Burgberg hinunter, feiner Regen sprühte auf ihre fieberheißen Wangen, und bald war sie so ermattet, daß sie nicht mehr weiter konnte. Sie umfaßte einen Baum, lehnte

sich daran und weinte bitterlich. Warum hatte sie der Vater nicht mit sich genommen, daß sie vereint gestorben wären?

Da kam Lichtschein durch den dichten Wald. Näher und näher blitzte es drüben durch den Schimmerwald. Leisen Huftritt hörte sie nahen und furchtsam schmiegte sie sich dicht an den Baum.

Aber — klang ihr da nicht die liebe, bekannte Stimme des Vaters in die Ohren? Er kam geritten, und neben ihm trabte auf stolzem Rosse ein hoher, jugendlicher Reiter.

„Vater, Vater, du lebst noch!“ rief jubelnd das Mädchen. Die Reiter hielten und nun erst sah Beate hinter denselben die reisige Schar.

Es war der Stiefbruder Beatens, der durch einen Freund gehört hatte von dem Trubelleben und dem Unfrieden in seines Vaters Burg. Das hatte ihn heimgejagt zur rechten Zeit. Er war dem Vater begegnet und hatte ihn vermocht, mit ihm umzukehren. Dann trafen sie auf Gottfried und gemeinschaftlich eilten sie nun der Hasselburg zu.

Beate eilte den Reisigen voraus, gab dem Torwächter das verabredete Zeichen und so zogen bald darauf die Herren von Hasselburg in ihre Burg ein. Droben war es lauter und toller wie je, aber wie mit einem Zauberschlage war das Fest zu Ende, als der Burgherr in den Saal trat. Laute Zornworte durchhallten die Räume der Burg; die entsetzten Gäste brachen auf und zogen davon, hierhin und dahin durch den dunkeln Wald.

Sie ſind nicht wiedergekehrt, trotzdem bald darauf die Burgfrau allein ihr Recht hatte auf der Haſſelburg. Vater und Tochter zogen mit dem jungen Haſſelburg hinweg in deſſen neue Heimat zu ſeinem trauten Weibe und ſeinen Kindern.

Die Frau blieb mit wenigen Dienern allein droben und nach und nach ward die Burg leer. Wo ſind ſie geblieben? Viel Ruhe mag die pflichtvergeſſene Burgfrau in ihrem Grabe nicht haben, denn in regennaſſen, dunkeln Nächten hört man oft ihr Seufzen von der Stätte der verſchwundenen Haſſelburg.

Nach langen, langen Jahren hat ein Herr von Haſſelburg dieſe Stätte beſucht und der, der ihn hinaufführte, bekam dafür einen Taler. Ob dieſer Herr ein Nachkomme war, ob ihn nur der verwandte Name angelockt — ich weiß es nicht.

Neuigkeiten

Harzer Heimatbücher

Bisher sind erschienen:

Heft 1. Der Kaiserweg im Harz von H. von Frankenberg. Preis geheftet 3.20 *M*, gebunden 5.25 *M*, mit 3 Bildern.

Der Verfasser führt uns in einer frischen, gemüßreichen Wanderung auf den uralten Pfaden des Kaiserweges mitten durch den Harz und erwähnt dabei alles Wissenswerte von ihm und seiner Umgebung aus Natur, Geschichte und Sage.

Goethe und der Harz. Von Dr. Friedr. Dennert. Mit 4 Abb. 8°. Preis etwa 10 *M*, gebunden 15 *M*.

Der Herausgeber hat es unternommen, einmal alles zusammenzustellen und in bestimmte Ordnung zu bringen, was uns Goethe von unserem Harz berichtet und was der Harz für ihn bedeutet hat. Der Leser wird über die Fülle des beigebrachten, sonst in der gewaltigen Masse seiner Werke zerstreuten Materials erstaunt sein, und wird es noch mehr sein, wenn er sieht, welchen nicht geringen Einfluß die ersten drei Harzreisen auf das Denken und Dichten dieses vornehmsten aller Harzreisenden ausgeübt hat. Insbesondere werden neben dem Literaturforscher der Bergmann und der Harz-Geologe viel des Interessanten finden und zuletzt, aber nicht am wenigsten wird der Harzwanderer mit Vergnügen feststellen, wie schon Goethe an den schönsten Punkten des Harzes mit Genuß verweilte.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verlag H. Schwanecke, Quedlinburg.

Rainer Wunderlich Verlag, Leipzig

Zu den
Höchstleistungen der Bibliophilie
zählt Hans von Weber im neuesten „Zwiebelfisch"

Die Harzreise

von

Heinrich Heine

mit Bildern der Zeit.

(Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text nach alten englischen Stahlstichen.)

Die Harzreise mit Landschaftsbildern der Zeit auszustatten, ist eine überaus liebenswürdige Idee! Vornehmer Druck in gediegenster Ausstattung. Feinfühligem Takt gelang ein anheimelndes Satzbild von gewählter Schönheit.

Ein preiswertes Geschenkbuch

von bleibendem Wert.

In Pappband M. 33.—.
Einmalige numerierte Vorzugsausgabe
in Halbleder M. 85.—.

Verlag H. Schwanecke, Quedlinburg

Harzer Heimatbücher. I. Reihe

Bd. I. Dr. Fr. Dennert

Goethe und der Harz

8°. Mit 4 Abbildungen

Preis geheftet Mk. 13.50, gebunden Mk. 20.—

In dem Buche findet der Leser alles, was uns Goethe von unserem Harz berichtet, und was der Harz für ihn bedeutet hat. Neben dem Literatur-Forscher wird der Harz-Geologe viel des Interessanten finden, und der Harzwanderer wird mit Vergnügen feststellen, wie schon Goethe an den schönsten Punkten des Harzes mit Genuß verweilte

H. von Frankenberg

Der Kaiserweg im Harz

8°. Mit 3 Abbildungen

Preis geheftet Mk. 3.20, gebunden Mk. 6.—

Auf den uralten Pfaden des Kaiserweges mitten durch den Harz führt uns der Verfasser auf einer frischen, genußreichen Wanderung, und erwähnt dabei alles Wissenswerte aus Natur, Geschichte und Sage dieser geschichtlichen Heerstraße

Verlag H. Schwanecke, Quedlinburg

Harzer Heimatbücher 2. Reihe

Ludwig Richter

Heimatbilder aus dem Harz

◆

18 Stahlstiche in Abdrucken von den Original-Platten aus dem Jahre 1836 in Größe 27×30 cm in 3 Mappen zu je 6 Bildern auf bestem Kupferdruck-Karton

◆

Inhalt der 1. Mappe:
Goslar, Rammelsberg, Harzburg, Brocken, Ilsenstein, Schloß Wernigerode

Inhalt der 2. Mappe:
Quedlinburg, Schloß Falkenstein, Regenstein, Schloß Ballenstedt, Bodetal, Teufelsmauer

Inhalt der 3. Mappe:
Ilsetal, Stolberg, Clausthal, Roßtrappe, Ruine Stecklenburg, Selketal

◆

Preis jeder Mappe mit 6 Blatt Inhalt 25,— Mk.

18 Blätter in schöner Karton-Mappe 75,— Mk.

Oldenburg & Co. Verlag, Berlin SW. 4[illegible]

Bei uns ist erschienen:

Wilhelm Hochgreve

Buntlaub

Ein fröhliches Buch für Natur-, Tier- und Jagdfreunde.

Gut gebunden 20 Mark.

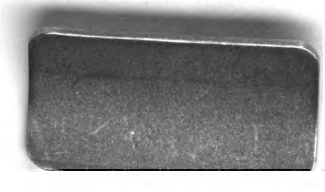
Dieses jüngste Buch des weiten Kreisen schnell bekannt gewordenen Herausgebers ist von einem so waldfrischen Humor durchwürzt, daß jeder, der nach Aufmunterung verlangt, danach greifen sollte. Es wirkt wie ein labender Quell nach ermüdendem Wandern, wie Sonnenstrahl in das trostlose Grau dieser Zeit. Viele unserer Besten waren als Mitarbeiter tätig, wir nennen nur O. J. Bierbaum, Ganghofer, von Kapherr, Löns, v. d. Gabelentz, Klaus Groth, B. v. Münchhausen und die vornehmlich als Jagd- und Naturschilderer sehr bekannten Schubart, Merk-Buchberg und den Herausgeber selbst. Das Buch ist nach Inhalt und Ausstattung ein Geschenkwerk ersten Ranges. ::

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Date Due

Library Bureau Cat. No. 1137

GN1.7
.H3F6



ALF Collections Vault
3 0000 118 523 210